

Sprachvariation

Arne Rubehn

arne.rubehn@uni-passau.de

Universität Passau

Lehrstuhl für Multilinguale Computerlinguistik

Sommersemester 2025

Inhaltsverzeichnis

1 Einführung	5
1.1 Organisatorisches	5
1.2 Erste Denkanstöße	5
1.2.1 Was ist Sprache?	5
1.2.2 Sprachvariation	7
2 Linguistik	10
2.1 Einleitung	10
2.2 Phonetik und Phonologie	11
2.2.1 Notation	11
2.2.2 Laute, Phoneme und Allophone	13
2.3 Morphologie	14
2.4 Syntax	15
2.5 Semantik	15
2.6 Pragmatik	17
3 Dialektologie	19
3.1 Einführung	19
3.2 Geschichte	20
3.3 Forschungsdaten	20
3.3.1 Erhebung	20
3.3.2 Darstellung und Interpretation	22
3.4 Isoglossen und Dialektkontinua	23
3.4.1 Isoglossen	23
3.4.2 Dialektkontinua und Isoglossenbündel	23
3.5 Fallbeispiel: Dialektatlanten der deutschen Schweiz	25
3.6 Isoglossen: Muster und Übergänge	26
3.6.1 Reliktgebiete	27

3.6.2	Ausbreitung von sprachlicher Innovation	28
3.6.3	Übergänge	31
3.7	Aggregation von Merkmalen	32
4	Soziolinguistik	40
4.1	Einführung	40
4.2	Entwicklung der Soziolinguistik	40
4.3	Variationslinguistik	42
4.3.1	Grundannahmen	42
4.3.2	Sozial bedingter Sprachwandel	43
4.3.3	Mobilität und Großstädte	43
4.3.4	Strukturierte Variabilität	45
4.3.5	Datenerhebung	46
4.3.6	Datenauswertung	46
4.3.7	Fallstudien	48
4.4	Interktionale Soziolinguistik	53
4.5	Kritische und metapragmatische Soziolinguistik	56
4.6	Zusammenfassung	56
5	Historische Linguistik	58
5.1	Einführung	58
5.2	Sprachfamilien	59
5.3	Lautkorrespondenzen	61
5.3.1	Regelmäßigkeit von Lautkorrespondenzen und -wandeln	61
5.3.2	Erkennung von Kognaten und Lautkorrespondenzen	63
5.4	Das Stammbaummodell	65
5.5	Lautwandel	67
5.6	Rekonstruktion	69
5.7	Zusammenfassung	71
6	Typologie	74

6.1	Einführung	74
6.2	Entstehung der Typologie	75
6.3	Universalien	77
6.4	Grundannahmen	79
6.5	Anwendungsfälle	80
6.6	Phonologische Typologie	81
6.6.1	Vokale	81
6.6.2	Konsonanten	83
6.7	Typologie der Wortstellung	85
6.8	Typologie des Wortschatzes	86
6.9	Typologische Datenbanken	86
6.10	Methodologische Herausforderungen	87
7	Sprachevolution	91
7.1	Einführung	91
7.1.1	Menschliche Sprache	91
7.1.2	Grundlagen	92
7.2	Indizien für Sprachevolution	94
7.2.1	Anatomie	94
7.2.2	Genetik	97
7.2.3	Archäologie	97
7.3	Zusammenfassung	98

1 Einführung

1.1 Organisatorisches

23.04.	Einführung
30.04.	Grundlagen der Linguistik
07.05.	<i>keine Sitzung</i>
14.05.	Dialektologie I
21.05.	Dialektologie II
28.05.	Soziolinguistik I
04.06.	Soziolinguistik II
11.06.	Historische Linguistik I
18.06.	Historische Linguistik II
25.06.	Sprachtypologie I
02.07.	Sprachtypologie II
09.07.	Sprachevolution
16.07.	Zusammenfassung & Klausurvorbereitung
23.07.	Klausur (90 min.)

Es besteht **keine Anwesenheitspflicht**. Es wird **keine zusätzliche Lektüre** erwartet. In den Handouts finden sich weitere Referenzen zu jedem Thema, die auf Anfrage gerne bereitgestellt werden können.

Um zur Klausur zugelassen zu werden, müssen mindestens **drei kleine Studienleistungen** erbracht werden, die auf Stud-IP in den Ordner “Studienleistungen” hochgeladen werden müssen. Diese Studienleistungen bestehen aus Übungsfragen zum jeweiligen Themenblock und sind unbenotet. Die Fragen werden immer am Ende der jeweiligen Slides und des jeweiligen Handouts (es wird nicht zu jeder Sitzung Übungsfragen geben) zu finden sein.

1.2 Erste Denkanstöße

1.2.1 Was ist Sprache?

“It may seem odd to say so, but ‘language’ was invented in Europe. Speaking is a universal feature of our species, but ‘language’ as first used in Europe and now throughout the world is not equivalent to the capacity to speak, but presumes a very particular set of features. Languages in this limited sense are assumed to be nameable (English, Hungarian, Greek), countable property (one can ‘have’ several), bounded and differing from each other, but roughly inter-translatable, each with its charming idiosyncracies that are typical of the group

that speaks it. The roots of this language ideology go back to the European Enlightenment and the Romantic reaction that followed.” (Gal, 2006, 14, zitiert nach Spitzmüller, 2022)

Mit dieser provokant anlautenden These deutet Gal darauf hin, dass das *Konstrukt* der Sprache – also, wie wir typischerweise über Sprache denken – ein Produkt der europäischen Aufklärung und der einhergehenden Entstehung von Nationalstaaten ist. Dass man Sprachen klar untereinander abtrennen, und dadurch auch benennen, zählen und “besitzen” könne, leitet sich demnach aus einem solchen sprachideologischen Gedanken ab (*eine Nation, ein Volk, eine Sprache, ...*). Ein weiteres, sehr bekanntes Zitat schlägt in die selbe Kerbe:

“*a schprach is a dialekt mit an armej un flot.*” (Weinreich, 1945)

Die Unterscheidung zwischen Sprache und Dialekt ist also oftmals eine politische, keine linguistische. Aber woran liegt das?

Der Hauptgrund liegt zweifelsohne darin, dass es nicht immer möglich ist, klare Grenzen zwischen Sprache und Dialekt zu ziehen. Grundsätzlich gilt, dass Dialekte derselben Sprache gegenseitig verständlich sind, unterschiedliche Sprachen sich jedoch nicht gegenseitig verstehen können. Es gibt allerdings jede Menge Gegenbeispiele in beide Richtungen: Zum einen finden wir “Sprachen”, die wir als solche (also: als *eine Sprache*) bezeichnen, deren Dialekte teilweise so unterschiedlich sind, dass gegenseitige Verständlichkeit nicht gegeben ist. Klassische Beispiele hierfür sind Chinesisch und Arabisch, aber auch der deutsche Sprachraum kann dazugezählt werden – man denke an schweizerdeutsche oder bairische Dialekte. Zum anderen finden sich auch Beispiele für verschiedene Sprachen, die gegenseitig zu weiten Teilen verständlich sind: Sprecher:innen von Kroatisch, Serbisch, Bosnisch und Montenegrinisch können sich generell problemlos untereinander in ihrer jeweiligen Sprache miteinander verständigen. Ein weiteres Beispiel, bei dem die jeweiligen Standardvarietäten schon deutlich älter sind, findet sich in den nordgermanischen Sprachen Dänisch, Norwegisch und Schwedisch.

Man könnte an dieser Stelle argumentieren, dass hier offensichtliche “Fehlklassifikationen” vorliegen, die aus politischen Gründen motiviert sind. Ein weiteres Beispiel soll also verdeutlichen, wieso das Kriterium der **gegenseitigen Verständlichkeit** uns nicht hilft, klare Grenzen zwischen Sprachen und Dialekten zu ziehen. Wir widmen uns zur Illustration den Sprachen der iberischen Halbinsel, die auf Abbildung 1.1 zu sehen sind.

Um eindeutige Abtrennungen zu finden, müsste das Kriterium der gegenseitigen Verständlichkeit eine *symmetrische, transitive* und *diskrete* Funktion zwischen Varietäten sein. Keine dieser Eigenschaften ist jedoch zwangsläufig gegeben. Verständlichkeit kann



Abbildung 1.1: Die Sprachen der iberischen Halbinsel.

asymmetrisch sein: Portugiesen¹ verstehen Spanier besser als andersherum. Verständlichkeit ist auch nicht binär, sondern *graduell*: Häufig verstehen sich zwei Varietäten untereinander eben nicht nur “ganz oder gar nicht”, sondern die Wahrheit liegt in der Mitte. So können Portugiesen beispielsweise durchaus Spanisch und Galicisch verstehen, letzteres aber zweifelsohne besser. Daraus ergibt sich auch, dass gegenseitige Verständlichkeit sich meistens *intransitiv* verhält: Galicier verstehen Portugiesen und Spanier besser, als diese sich untereinander. Abstrakter dargestellt: Nur weil es eine Varietät B gibt, die die Varietäten A und C versteht, müssen sich diese nicht zwangsläufig gegenseitig verstehen.

Aufgrund dieser Eigenschaften ist es rein formell nicht möglich, eindeutig zwischen Sprachen und Dialekten zu unterscheiden. Daher verwendet die Linguistik gerne den neutralen Begriff **Varietät**. Dieser weit gefasste Begriff erlaubt es auch, andere Formen von Sprachvariation (z.B. Soziolekte) neutral und nicht wertend zu benennen.

1.2.2 Sprachvariation

In diesem Kurs werden wir uns vier verschiedenen Disziplinen der Linguistik annähern, die sich mit verschiedenen Aspekten der Sprachvariation beschäftigen. Eine schematische Einordnung dieser Disziplinen ist in Abbildung 1.2 dargestellt.²

Sprache kann anhand verschiedener Dimensionen variieren. Die drei wichtigsten Dimensionen (nach Coseriu, 1974) stellen dabei die **diatopische** (raumbedingt, also *Dialekte*), **diastratische** (sozialstrukturbedingt, u.a. *Soziolekte*) und **diaphasische** (situationsbedingt) Variation dar. Zudem werden häufig noch die **diamesische** (Variation bzgl. des Mediums) und die **diachrone** (Variation über die Zeit) Dimensionen diskutiert (Koch & Oesterreicher, 1985).

¹Gemeint sind hier natürlich Sprecher:innen der entsprechenden Sprache, die vereinfachende Formulierung soll lediglich der besseren Lesbarkeit dienen.

²In der Literatur wird der Begriff *Sprachvariation* zum Teil enger gefasst, sodass er nur innersprachliche Variation bezeichnet, während die zwischensprachliche Variation dann als *Sprachverschiedenheit* bezeichnet wird (Koch, 2005).

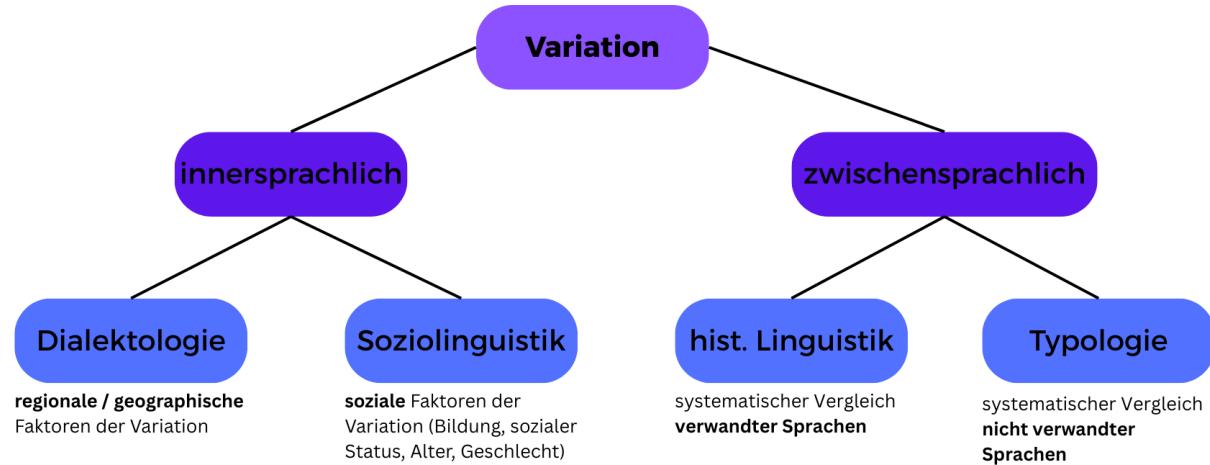


Abbildung 1.2: Schematische Unterteilung verschiedener Disziplinen, die sich mit Sprachvariation beschäftigen

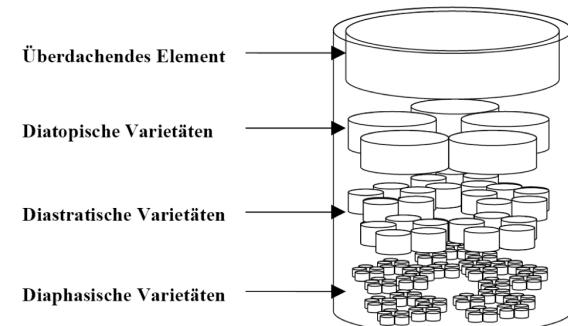


Abbildung 1.3: Drei Dimensionen der Sprachvariation nach Coseriu (1974), Illustration aus List (2010)

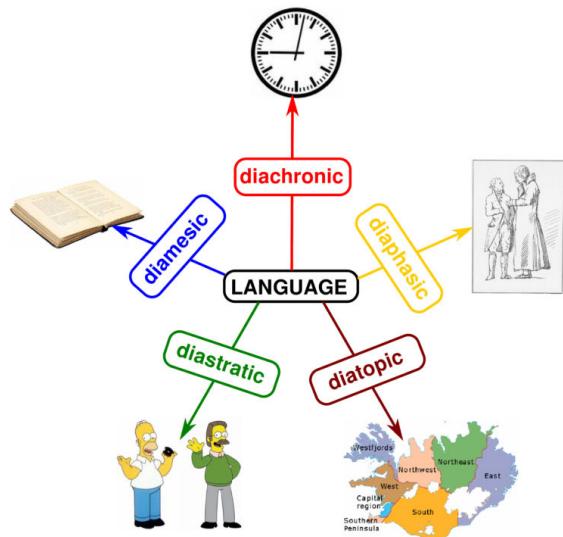


Abbildung 1.4: Fünf Dimensionen der Sprachvariation nach Koch und Oesterreicher (1985), Illustration aus List (2018)

Zu beachten hierbei ist, dass die verschiedenen Dimensionen oft miteinander interagieren. Geschriebene Sprache ist gewöhnlich formeller als gesprochene Sprache – entsprechend bedingt die diamesische Variation auch Variation auf anderen Dimensionen (z.B. der diatopischen). „Jugendsprache“ kann wiederum diastratische, diaphasische oder diachrone Variation reflektieren.

Sprachvariation lässt sich auch auf verschiedenen **Ebenen** beobachten, die grob den grundlegenden Disziplinen der Linguistik entsprechen. Variation findet sich in der *Lautung*, der *Morphologie*, der *Syntax*, der *Lexik* und der *Semantik* (vgl. Spitzmüller, 2022).

- **Lautung:** bairisch *dahoam*, *koan* – standarddeutsch *daheim*, *kein*

- **Morphologie:** schweizerdeutsch *parkieren*, *grillieren* – standarddeutsch *parken*, *grillen*
- **Syntax:** schweizerdeutsch *Das Wetter ändert* – standarddeutsch *Das Wetter ändert sich*
- **Lexik:** bairisch *Semmel* – schwäbisch *Wecken* – berlinerisch *Schrippe* – standarddeutsch *Brötchen*
- **Semantik:** österreichisch *angreifen* ‘anfassen’ – standarddeutsch *angreifen* ‘attackieren’

Literaturverzeichnis

- Coseriu, E. (1974). *Synchronie, Diachronie und Geschichte: Das Problem des Sprachwandels*. München: Fink.
- Gal, S. (2006). Migration, minorities and multilingualism: Language ideologies in Europe. *Language Ideologies, Policies and Practices. Language and the Future of Europe*, 13-27.
- Koch, P. (2005). Sprachwandel und Sprachvariation. *Historische Pragmatik und historische Varietätenlinguistik in den romanischen Sprachen*, 229-254.
- Koch, P. & Oesterreicher, W. (1985). Sprache der Nähe – Sprache der Distanz. Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Spannungsfeld von Sprachtheorie und Sprachgeschichte. *Romanistisches Jahrbuch*, 36, 15-34.
- List, J.-M. (2010). *Sprachkontakt und Sprachwandel*. (Kurshandout, online verfügbar unter <https://lingulist.de/documents/lectures/list-2010-lecture-ss-language-change-and-language-contact.pdf>, zuletzt aufgerufen am 08.05.2025.)
- List, J.-M. (2018). Ur-in-stinkt: Grenzen und Chancen der Schriftsprache. *Von Wörtern und Bäumen: Historische Sprachwissenschaft nach der quantitativen Wende*. (Online verfügbar unter <https://wub.hypotheses.org/248>, zuletzt aufgerufen am 08.05.2025)
- Spitzmüller, J. (2022). *Soziolinguistik: Eine Einführung*. J. B. Metzler.
- Weinreich, M. (1945). *Yivo Bleter*.

2 Linguistik

2.1 Einleitung

In der vergangenen Sitzung haben wir schon kurz verschiedene linguistische *Ebenen* kennengelernt, auf denen wir Sprachvariation beobachten können (vgl. Spitzmüller, 2022, 53-56):

- **Lautung:** bairisch *dahoam*, *koan* – standarddeutsch *daheim*, *kein*
- **Morphologie:** schweizerdeutsch *parkieren*, *grillieren* – standarddeutsch *parken*, *grillen*
- **Syntax:** schweizerdeutsch *Das Wetter ändert* – standarddeutsch *Das Wetter ändert sich*
- **Lexik:** bairisch *Semmel* – schwäbisch *Wecken* – berlinerisch *Schrippe* – standarddeutsch *Brötchen*
- **Semantik:** österreichisch *angreifen* ‘anfassen’ – standarddeutsch *angreifen* ‘attackieren’

Diese Kategorien entsprechen grob den “Säulen” der Linguistik, also ihren Kernforschungsfeldern. Die Lautung wird sowohl von der Phonetik, als auch von der Phonologie untersucht – zwei eng verwandte, aber keineswegs gleichzusetzende Forschungsfelder. Die Lexik gliedert sich in die Semantik ein und ist lediglich zu Demonstrationszwecken explizit oben aufgeführt. Für die Pragmatik ist kein explizites Beispiel aufgeführt, da es auf dieser Ebene kaum variationslinguistische Forschung gibt. Prinzipiell kann Variation aber auch auf dieser Ebene stattfinden, z.B. wie schnell Sprecher:innen je nach Region oder sozialen Faktoren von *Sie* auf *Du* wechseln.

Die Forschungsobjekte der jeweiligen Disziplinen lassen sich vereinfachend wie folgt zusammenfassen:

- **Phonetik:** Untersuchung von Lauten
- **Phonologie:** Untersuchung von Lautsystemen
- **Morphologie:** Struktur von Wörtern
- **Syntax:** Struktur von Sätzen
- **Semantik:** Direkte (wörtliche) Bedeutung von Wörtern und Aussagen
- **Pragmatik:** Indirekte Bedeutung von Aussagen

2.2 Phonetik und Phonologie

Sowohl die **Phonetik**, als auch die **Phonologie** beschäftigen sich mit den Lauten der menschlichen Sprache. Die **Phonetik** beschäftigt sich hierbei mit sprachunabhängigen, physikalisch messbaren Eigenschaften von Lauten. Neben den *akustischen* Eigenschaften von Lauten erforscht die Phonetik Aspekte der *Sprachproduktion* (biomechanische Eigenschaften des Vokaltraktes), -*transmission* (Übertragung der Sprache durch Luft und andere Medien) und -*perzeption* (Gegebenheiten des Gehörs und Übertragung in das Gehirn). Die **Phonologie** andererseits beschäftigt sich damit, wie verschiedene Sprachen Laute systematisch verwenden. Es geht hierbei um die Erforschung abstrakter Lautsysteme, in die verschiedene Sprachen jeweils Laute einteilen.

Phonetik	Phonologie
sprachunabhängig	sprachspezifisch
physikalische Aspekte der Sprachproduktion, -transmission und -perzeption	kognitive und Aspekte der Sprachproduktion und -perzeption
naturwissenschaftliche Untersuchung von Lauten	strukturelle Untersuchung von Lautsystemen
Laute (<i>Phone</i>) als zentrale Einheit	Phoneme als zentrale Einheit

Tabelle 2.1: Unterschiede zwischen Phonetik und Phonologie

2.2.1 Notation

Laute und Phoneme werden gemäß dem *International Phonetic Alphabet* (IPA) notiert. Das IPA ist eine standardisierte Lautschrift, die von Sprachwissenschaftler:innen weltweit verwendet wird. Sie bildet Laute der gesprochenen Sprache ab und ist daher prinzipiell unabhängig von der Rechtschreibung einer Sprache.

Laute repräsentieren die tatsächliche Realisierung, als die wirkliche Aussprache im gegebenen Kontext. Sie werden in eckigen Klammern geschrieben. **Phoneme** hingegen sind eine abstrakte Einheit, die kleinste bedeutungsgebende Einheit der Linguistik. Sie werden in Schrägstrichen notiert. So können wir Laute und Phoneme eindeutig beschreiben, wie Beispiel (1) zeigt:

- (1) Die Laute [r], [ɹ] und [ʁ] sind im Deutschen unterschiedliche Realisierung des Phonems /r/.

Abbildung 2.1 zeigt das gesamte IPA, das Laute anhand ihrer artikulatorischen und akustischen Eigenschaften beschreibt. Sowohl Konsonanten, als auch Vokale werden anhand von drei primären Eigenschaften beschrieben. Bei Konsonanten sind das der Artikulationsort (Spalten), die Artikulationsart (Zeilen) und die Stimmhaftigkeit (Position innerhalb

THE INTERNATIONAL PHONETIC ALPHABET (revised to 2020)

CONSONANTS (PULMONIC)

	Bilabial	Labiodental	Dental	Alveolar	Postalveolar	Retroflex	Palatal	Velar	Uvular	Pharyngeal	Glottal
Plosive	p b			t d		t̪ d̪	c j	k g	q G		?
Nasal	m	n̪		n		n̪	n̪	ŋ	N		
Trill	B			r					R		
Tap or Flap		v̪		f		ɾ					
Fricative	ɸ β	f v	θ ð	s z	ʃ ʒ	s̪ z̪	ç j	x y	χ ʁ	ħ ʕ	h f̪
Lateral fricative			ɬ ɭ								
Approximant		v̪		ɹ		ɻ	j	w̪			
Lateral approximant			l̪		ɺ	ɻ̪	L				

Symbols to the right in a cell are voiced, to the left are voiceless. Shaded areas denote articulations judged impossible.

CONSONANTS (NON-PULMONIC)

Clicks	Voiced implosives	Ejectives
ʘ Bilabial	ɓ Bilabial	,
Dental	ɗ Dental/alveolar	’ Examples:
ǃ (Post)alveolar	ʄ Palatal	p’ Bilabial
ǂ Palatoalveolar	ɠ Velar	t’ Dental/alveolar
ǁ Alveolar lateral	ʄ’ Uvular	k’ Velar
		s’ Alveolar fricative

OTHER SYMBOLS

ʍ Voiceless labial-velar fricative	ç ʐ Alveolo-palatal fricatives
w̪ Voiced labial-velar approximant	ɻ̪ Voiced alveolar lateral flap
ɥ Voiced labial-palatal approximant	ɦ Simultaneous ʃ and x
h̪ Voiceless epiglottal fricative	
ʗ Voiced epiglottal fricative	Affricates and double articulations can be represented by two symbols joined by a tie bar if necessary.
ʢ Epiglottal plosive	

DIACRITICS

Voiceless	n̪ d̪	.. Breathy voiced	b̪ a̪	Dental	t̪ d̪
Voiced	s̪ t̪	~ Creaky voiced	b̪ a̪	Apical	t̪ d̪
h Aspirated	tʰ dʰ	‿ Linguolabial	t̪ d̪	Laminal	t̪ d̪
More rounded	ɔ̪	ʷ Labialized	tʷ dʷ	~ Nasalized	ɛ̪
Less rounded	ɔ̪	j Palatalized	t̪j d̪j	ⁿ Nasal release	d̪n
Advanced	u̪	ɣ Velarized	t̪ɣ d̪ɣ	¹ Lateral release	d̪¹
Retracted	e̪	ʕ Pharyngealized	t̪ʕ d̪ʕ	⁷ No audible release	d̪⁷
Centralized	œ̪	~ Velarized or pharyngealized	ɻ̪		
Mid-centralized	ɛ̪	⁺ Raised	ɛ̪ (ɻ̪ = voiced alveolar fricative)		
Syllabic	n̪	⁻ Lowered	ɛ̪ (β̪ = voiced bilabial approximant)		
Non-syllabic	ɛ̪	→ Advanced Tongue Root	ɛ̪		
Rhoticity	œ̪ œ̪	↔ Retracted Tongue Root	ɛ̪		

Some diacritics may be placed above a symbol with a descender, e.g. ɳ̪

Typefaces: Doulos SIL (metatext); unitipa (symbols)

Abbildung 2.1: Das International Phonetic Alphabet (International Phonetic Association, 1999)

der Zelle). Ähnlich teilen wir Vokale anhand ihrer Höhe, ihrer Stellung und ihrer Rundung ein. So lässt sich mit einem Blick auf die Tabelle einfach erkennen, dass wir den stimmlosen palatalen Frikativ als [ç] schreiben, während [e] ein ungerundeter, halbgeschlossener Vordervokal ist. Ferner definiert das IPA eine Reihe weiterer Symbole, um beispielsweise Koartikulationen und nicht-pulmonische¹ Laute darzustellen. Eine interaktive IPA-Tabelle, in der man sich sämtliche Laute anhören kann, findet sich unter <https://www.ipachart.com>.

2.2.2 Laute, Phoneme und Allophone

Sprachen strukturieren Laute auf verschiedene Art und Weisen in Phoneme. Der Unterschied zwischen zwei Lauten ist **phonemisch**, wenn sich nur durch das Austauschen dieser zwei Laute die Bedeutung eines Wortes verändern kann. Finden wir zwei Wörter, die sich nur in einem Laut voneinander unterscheiden, beweist das, dass diese zwei Laute unterschiedliche Phoneme bilden (oder unterschiedlichen Phonemen angehören). Diese beiden Wörter bilden dann ein **Minimalpaar**. Die Identifikation von Minimalpaaren ist eine wichtige Technik, um das Phoneminventar einer Sprache zu ermitteln. Vergleiche die folgenden zwei Beispiele:

(2) [bast], [last], [gast]

(3) [bast], [rast], [rast]

Die drei Formen in (2) entsprechen den Wörtern *Rast*, *Last* und *Gast*. Zwischen den Konsonanten am Wortanfang besteht also eindeutig ein phonemischer Unterschied. Anders verhält es sich in (3): Das Wort *Rast* ändert seine Bedeutung nicht abhängig davon, ob wir das Phonem /r/ als [r] (Zungenspitzen-R), [ɹ] (Gaumen-R) oder [ɾ] (Zäpfchen-R) realisieren.

Solche unterschiedlichen Realisierungen des selben Phonems nennen wir **Allophone**. Es wird zwischen zwei Arten von Allophonie unterschieden. Mit den R-Lauten haben wir bislang Allophone kennengelernt, die einer **freien Verteilung** folgen. Das bedeutet, dass Sprecher:innen grundsätzlich unabhängig vom Kontext frei wählen können, welchen Laut sie verwenden. In anderen Fällen gibt es allerdings klare Regeln, wann ein Phonem durch welchen Laut realisiert wird. Solche Allophone folgen einer **komplementären Verteilung**.

Ein Beispiel für komplementäre Allophonie aus der deutschen Sprache ist die Realisierung der *ch*-Lauten. Man vergleiche die Aussprache des <ch> in Wörtern wie *Milch*, *dich*, *Pech* [ç] und *Buch*, *doch*, *Dach* [χ]. Der Unterschied zwischen [ç] und [χ] ist jedoch keineswegs phonemisch, da sich kein Minimalpaar finden lässt. Es sind unterschiedliche Realisierungen des *selben* Phonems, die klaren Regeln folgen: Nach Zentral- und Hinter-

¹pulmonisch = Luft strömt aus der Lunge. Bei nicht-pulmonischen Lauten wird der Luftstrom im Mund oder im Kehlkopf erzeugt.

vokalen spricht man [x], anderswo [ç].

2.3 Morphologie

Die **Morphologie** beschäftigt sich mit der internen Struktur von Wörtern. **Morpheme** bilden die zentrale Einheit für die Morphologie. Sie sind die kleinste *bedeutungstragende* Einheit der Linguistik, also die kleinste Einheit, die schon für sich alleine eine Bedeutung (oder zumindest eine grammatischen Funktion) innehat. Wir können also Wörter in ihre einzelnen Morpheme unterteilen:

- (4) Sprach-wissen-schaft, auf-geb-en, Fisch-er-hut, Rot-käpp-chen-sekt

Wir unterscheiden grundsätzlich zwischen zwei Arten von Morphemen. Zum einen gibt es **freie Morpheme**, die für sich allein stehen können und typischerweise eine konkrete Bedeutung tragen, z.B. *Haus*, *frei*, *oben*, *zwei*. Im Gegensatz dazu stehen **gebundene Morpheme**, die nicht alleine stehen können, sondern mit freien Morphemen kombiniert werden müssen. Sie erfüllen typischerweise grammatische Funktionen, z.B. *Häus-er*, *Heft-e*, *mach-st*, *End-ung*.

Komplexe Wörter werden gebildet, indem einzelne Morpheme miteinander verbunden werden. Hierbei wird zwischen drei grundlegenden morphologischen Prozessen unterschieden:

- (5) machen, machst, machte
- (6) Teil, teilen, Teilung
- (7) Kühlschrank, Torschuss, Bahnhof

Bei der **Flexion** (5) wird lediglich die grammatische Funktion geändert, nicht die Bedeutung des Wortes. Das **Lexem** bleibt also das selbe. Durch **Derivation** (6) und **Komposition** (7) werden neue Lexeme mit neuen Bedeutungen gebildet. Der grundlegende Unterschied zwischen Derivation und Komposition besteht darin, dass in Derivationsprozessen ein bestehendes Lexem mithilfe eines gebundenen Morphems abgeleitet wird, während bei der Komposition zwei bestehende Lexeme (in den einfachsten Fällen also zwei *freie* Morpheme) miteinander verknüpft werden. Diesen Unterschied sieht man schön an den Beispielen: Die Suffixe *-en* und *-ung* in (6) können nicht für sich alleine stehen, sind also gebunden. In (7) hingegen handelt es sich um Komposita, deren Morpheme selbst schon vollständige Wörter sind, die also frei stehen können (*Torschuss* = *Tor* + *Schuss*).

Zuletzt findet sich in der Morphologie ein paralleles Phänomen zur Phonologie. So wie

Phoneme, können auch Morpheme unterschiedlich realisiert werden. Verschiedene Realisierungen des selben Morphems nennt man **Allomorphe**. In Tabelle ?? ist die Possessivbildung der 1. Person Singular im Ungarischen illustriert (z.B. *utca* 'Straße' – *utcám* 'meine Straße'). Es ist zu beobachten, dass in allen Fällen ein *-m* angehängt wird. Zudem wird meistens noch ein Vokal eingeschoben, der sich am Wortstamm orientiert. Wir können dieses Morphem also abstrakt als *-(V)m* beschreiben (*V* steht hier für einen beliebigen Vokal), das konkret durch die Allophone *-m*, *-am*, *-om*, *-em* und *-öm* realisiert werden kann.

Grundform	Possessiv
<i>utca</i>	<i>utcám</i>
<i>ház</i>	<i>házam</i>
<i>város</i>	<i>városom</i>
<i>kert</i>	<i>kertem</i>
<i>sör</i>	<i>söröm</i>

Tabelle 2.2: Allomorphe zur Possessivbildung der 1. Person Singular im Ungarischen.

2.4 Syntax

Die **Syntax** untersucht die Struktur von Sätzen. Hierbei werden vor Allem die Beziehungen zwischen Wörtern oder kleineren zusammenhängenden Satzteilen, die man **Konstituenten** nennt, untersucht. Die Syntax einer Sprache definiert, wie und in welcher Reihenfolge Konstituenten verbunden werden können. Vergleiche die Wortfolge dieser zwei Sätze:

- (8) Ich weiß, dass er nie Filme schaut.
- (9) I know that he never watches movies.

Im Deutschen steht das Prädikat im Nebensatz an letzter Stelle, wodurch sich die Konstituentenfolge SOV (Subjekt-Objekt-Verb) ergibt. Im Englischen hingegen steht das Prädikat (wie auch in deutschen Hauptsätzen) zwischen Subjekt und Objekt, also können wir die Wortfolge als SVO bezeichnen.

2.5 Semantik

Die **Semantik** untersucht die direkte, also die wortwörtliche Bedeutung von Wörtern, Sätzen und Aussagen. Für diesen Kurs ist in erster Linie die **lexikalische Semantik** relevant, die die Bedeutung von Wörtern und deren Beziehung zueinander untersucht.

Einige wichtige Beziehungen betreffen Wörter, die formell (orthographisch oder phonetisch) identisch sind, jedoch unterschiedliche Bedeutungen haben. Die **Polysemie** be-

zeichnet mehrere verwandte Bedeutungen eines Wortes. Zum Beispiel meint das Wort *Pferd* nicht immer das Tier, sondern kann sich auch auf das Turngerät oder die Schachfigur beziehen. Diese übertragenen Bedeutungen leiten sich aber zweifelsohne von der zentralen Bedeutung für das Tier ab, wodurch das Wort *Pferd* mit seinen unterschiedlichen Bedeutungen polysem ist. Die **Homonymie** andererseits bezeichnet zwei verschiedene Worte, die *zufällig* formell identisch sind, aber komplett unterschiedliche Bedeutungen haben. So kann *Bank* sowohl ein Finanzinstitut, als auch eine Sitzgelegenheit bezeichnen.² Eine besondere Form der Homonymie ist die **Homophonie**, bei der die betreffenden Wörter zwar unterschiedlich geschrieben, aber gleich gesprochen werden, wie z.B. *Lerche* – *Lärche* oder *Wahl* – *Wal*.

Eine weitere wichtige Beziehung zwischen Wörtern ist die **Hyper-** bzw. **Hyponymie**, also die Beziehungen zwischen generelleren und spezifischeren Begriffen. Was genau damit gemeint ist, wird anhand eines Beispiels klar: Ein Hund ist ein Tier, genauer gesagt, eine spezielle Art von Tier. Alle Hunde sind Tiere, aber nicht alle Tiere sind Hunde! *Hund* ist daher ein **Hyponym** (Unterbegriff) von *Tier*, während *Tier* ein **Hypernym** (Überbegriff) von *Hund* ist.

Es gibt eine Reihe weiterer struktureller Beziehungen zwischen Wörtern. Daraus hervorzuheben sind noch die **Synonymie** und die **Antonymie**. Wörter mit (nahezu) identischer Bedeutung werden als **Synonyme** bezeichnet, z.B. *Streichholz* – *Zündholz* oder *Orange* – *Apfelsine*. Andererseits werden Wörter, die das genaue Gegenteil voneinander ausdrücken, als **Antonyme** bezeichnet, z.B. *tot* – *lebendig* oder *Liebe* – *Hass*.³

Trägt man diese Beziehungen systematisch zusammen, ergeben sich große Netzwerke, die verschiedenste semantische Strukturen großflächig abbilden können und daher sehr interessante Forschungsmaterialien sind. WordNet (Fellbaum, 1998, <https://wordnet.princeton.edu>) bildet den Großteil des englischen Wortschatzes anhand Hyper-/Hyponymien ab, wodurch sich ein riesiger “Baum” bildet. Ein Ausschnitt einer solchen Ontologie ist in Abbildung 2.2 schematisch dargestellt. Ein multilingualer Ansatz ist das erstellen von Polysemienetzwerken⁴, die darstellen, wie häufig Sprachen der Welt zwei Konzepte durch das selbe Wort ausdrücken. Abbildung 2.3 zeigt einen Auszug aus CLICS³ (Rzymski et al., 2020, <https://clics.clld.org>), dem derzeit größten multilingualen Kolexifizierungsnetzwerk.

²In manchen Fällen ist die Unterscheidung zwischen Homonymen und Polysemien unklar. In der Forschung spricht man daher teilweise auch von *Kolexifizierungen*, ein nicht wertender Überbegriff, der Polysemie und Homonymie zusammenfasst (François, 2008).

³*Synonym* und *Antonym* sind also auch Antonyme!

⁴Oder genauer gesagt: Kolexifizierungsnetzwerke

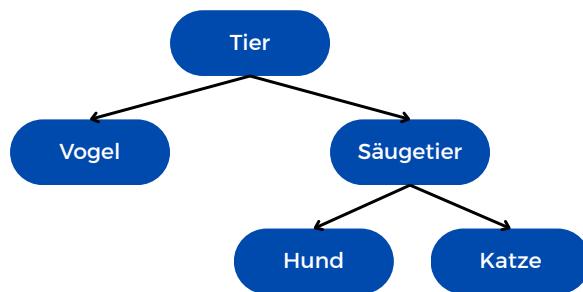


Abbildung 2.2: Schematische Ontologie basierend auf Hypernymie.

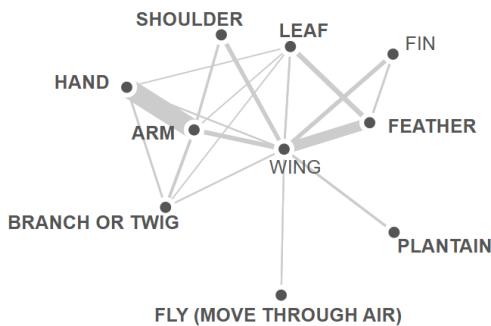


Abbildung 2.3: Auszug aus CLICS³.

2.6 Pragmatik

- (10) "Wow, das ist aber eine **tolle** Idee!" (= *das ist das Dümmste, was ich je gehört habe*)
- (11) "Hier drin ist aber schlechte Luft." (*Kann mal jemand das Fenster öffnen?*)

Die Pragmatik beschäftigt sich mit kontextbezogenen, nicht-wörtlichen Aspekten der Bedeutung, wie zum Beispiel Ironie (10) oder Implikaturen (11). Die Soziolinguistik versucht häufig, pragmatische Varianten anhand sozialer Faktoren zu erklären.

Übungsaufgaben

1. Beschreibe die folgenden Laute gemäß dem IPA:
 - (a) [p]
 - (b) [ø]
 - (c) [w]
2. Schreibe die korrekten IPA-Symbole für die folgenden Laute:
 - (a) stimmhafter bilabialer Trill
 - (b) stimmloser uvularer Frikativ
 - (c) gerundeter geschlossener Hintervokal
3. Bestimme die semantischen Beziehungen zwischen folgenden Wortpaaren:
 - (a) *heiß – kalt*
 - (b) *Fluss – Gewässer*

- (c) *freundlich – nett*
(d) *küsste – Küste*
4. Trenne die folgenden Wörter in ihre Morpheme und beschreibe die Wortbildungssprozesse:
- (a) *Zahnarzt*
(b) *Maler*
(c) *Haie*
(d) *Abmachung*

Lade deine Lösungen bitte als PDF-Datei mit dem Namen 0123_01-linguistik.pdf auf Stud-IP hoch, wobei du 0123 durch deine **Matrikelnummer** ersetzt.

Literaturverzeichnis

- Fellbaum, C. (Hrsg.). (1998). *Wordnet: An electronical lexical database*. Cambridge, MA, USA: MIT Press. Zugriff auf <https://wordnet.princeton.edu>
- François, A. (2008). Semantic maps and the typology of colexification: Intertwining polysemous networks across languages. In M. Vanhove (Hrsg.), *From polysemy to semantic change* (S. 163-215). Amsterdam: Benjamins. doi: 10.1075/slcs.106.09fra
- International Phonetic Association. (1999). *Handbook of the international phonetic association: A guide to the use of the international phonetic alphabet*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Rzymski, C., Tresoldi, T., Greenhill, S. J., Wu, M.-S., Schweikhard, N. E., Koptjevskaja-Tamm, M., ... others (2020). The database of cross-linguistic colexifications, reproducible analysis of cross-linguistic polysemies. *Scientific data*, 7 (1), 13. doi: <https://doi.org/10.1038/s41597-019-0341-x>
- Spitzmüller, J. (2022). *Soziolinguistik: Eine Einführung*. J. B. Metzler.

3 Dialektologie

Dieser Abschnitt orientiert sich maßgeblich an Chambers und Trudgill (1998, Kap. 1, 2, 7, 8 & 11) und Nerbonne (2009). Zugunsten der Lesbarkeit wird dieses Werk nicht an jeder Stelle zitiert.

3.1 Einführung

Die **Dialektologie** untersucht die sprachlichen Merkmale von Dialekten, also sprachliche Variation im Bezug auf den Ort (*diatopische Variation*). Das Interesse an Dialekten ist selbsterklärend, da die Varianz – insbesondere in der Lautung und dem Wortschatz – so offensichtlich ist. Dies zeigt sich dadurch, dass Dialekte auch jenseits der Wissenschaft häufig rezipiert oder auch imitiert werden, beispielsweise von Comedians, auf Social Media oder in der Literatur. Bereits in der Bibel finden sich Belege, dass sich die Menschen der prominenten Merkmale unterschiedlicher Dialekte sehr wohl bewusst waren:

„Wenn nun einer von den Flüchtlingen Ephraims sprach: Lass mich hinübergehen!, so sprachen die Männer von Gilead zu ihm: Bist du ein Ephraimiter? Wenn er denn antwortete: Nein!, ließen sie ihn sprechen: Schibboleth. Sprach er aber: Sibboleth, weil er's nicht richtig aussprechen konnte, dann ergriffen sie ihn und erschlugen ihn an den Furten des Jordans, sodass zu der Zeit von Ephraim fielen zweiundvierzigtausend.“ (Richter 12; 5-6)

Der Begriff *Shibboleth* (engl. Transkription von *Schibboleth*) bezeichnet noch heute besonders markante Wörter, die Aufschluss auf die Herkunft eines Sprechers geben.

Das grundlegende Interesse an einem Phänomen ist allerdings noch nicht mit einer wissenschaftlichen Untersuchung dessen gleichzusetzen. Die Dialektologie als wissenschaftliche Disziplin entsteht im frühen 19. Jahrhundert mit der Herausgabe von ersten „Idiotika“¹ und grammatischen Dialektbeschreibungen. Diese Werke dienten nicht nur der reinen Dokumentation, sondern verfolgten auch oftmals Ziele darüber hinaus: Zum Beispiel sollte aufgezeigt werden, dass Dialekte ihren Standardsprachen in keiner Weise unterlegen sind.

Methodisch steht die Dialektologie in enger Verbindung zur *Phonetik* (und im weiteren Sinne auch zur *Phonologie*), zur *historischen Linguistik* und zur *Soziolinguistik*. Mit der *Phonetik* und *Phonologie* hat sie gemein, dass Laute der gesprochenen Sprache beschrieben

¹Als *Idiotikon* wurde in dieser Zeit ein Dialektwörterbuch bezeichnet. Der Begriff hängt nicht mit dem Wort *Idiot* zusammen.

und in Systeme gegliedert werden, die sich von der Standardsprache unterscheiden können. Wie die *historische Linguistik* kann die Dialektologie durch den systematischen Vergleich verschiedener Varietäten deren Entwicklung in der Vergangenheit rekonstruieren. Mit der *Soziolinguistik* eint sie, dass innersprachliche Variation systematisch beschrieben und erklärt werden soll.

3.2 Geschichte

Als Vorreiter der systematischen Dialektforschung wird häufig Johann Andreas Schmeller genannt, der bereits im frühen 19. Jahrhundert die bairischen Mundarten volumnfassend beschrieb (Schmeller, 1821) – also nicht nur den Wortschatz, sondern auch die Grammatik und die Aussprache. Dieses Werk gilt als erste systematische Beschreibung eines *Dialekts*, die einen Dialekt also wie eine Nationalsprache beschreibt (und damit begründen kann, dass Dialekte sich in ihrer linguistischen Struktur nicht von Nationalsprachen unterscheiden, Knoop et al., 1982).

Georg Wenker hingegen war wohl der erste seiner Disziplin, der systematisch und flächen-deckend Dialektdaten erhob, indem er zwischen 1877 und 1887 Fragebögen an Schulen in ganz Deutschland versandte. Dieser Fragebogen bestand aus vierzig Sätzen, die in den jeweiligen lokalen Dialekt übersetzt werden sollten. Aus einzelnen Merkmalen der zahlreichen Antworten erstellte Wenker den *Sprachatlas des Deutschen Reichs* (Wenker, 1888), den ersten Sprach- oder Dialektatlas im heutigen Sinne.

Die dialektologische Arbeit wurde allmählich auch außerhalb des deutschsprachigen Raums nachgeahmt, was zu einer Explosion an Dialektforschung in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts führte. Unter anderem entstanden umfangreiche Dialektatlanten in Frankreich (Gilliéron & Edmont, 1902), England (Orton & Dieth, 1962) und den USA (u.A. Kurath, 1934, dort aber nur teilweise und unter erschwerten Bedingungen). In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ließ das Interesse an Dialektatlanten und Dialektforschung stark nach, so dass kaum noch neue Materialien publiziert wurden. Um die Jahrtausendwende herum erlebte die Dialektologie, unter leicht veränderten Vorzeichen, erneut aufflammendes Interesse.

3.3 Forschungsdaten

3.3.1 Erhebung

Zu Beginn jeder wissenschaftlichen Untersuchung steht selbstverständlich die Erhebung von Daten. Das Prinzip ist relativ simpel: Wissenschaftler:innen fahren in verschiedene Orte und befragen dort Gewährspersonen, wie sie bestimmte Dinge in ihrem Dialekt sagen.

Vorab gilt es allerdings, einige Fragen zu klären, die zum Teil selbsterklärend scheinen mögen. Zum einen fällt darunter die Auswahl der Orte und der Gewährspersonen: Für den zu untersuchenden Dialektraum möchte man idealerweise Daten aus Orten sammeln, die sich gleichmäßig über die gewählte Region verteilen und daher repräsentativ sind. In den jeweiligen Orten wiederum gilt es, Gewährspersonen zu befragen, die repräsentativ für die lokale Mundart sind. Gerade in älteren Datenerhebungen gehört der Großteil der Gewährspersonen also einer gewissen demographischen Gruppe an, die als NORM zusammengefasst wird: *non-mobile, older, rural males*.

Diese Kriterien werden bewusst so gewählt, um eine möglichst authentische, man könnte fast sagen „reine“ Form des örtlichen Dialektes zu erfassen. Gewährspersonen sollen also mit der lokalen Varietät aufgewachsen sein und im Laufe ihres Lebens kaum Kontakt zu anderen Varietäten gehabt haben. Interessanterweise wird aus dieser Motivation auch begründet, dass der Großteil der Gewährspersonen männlich ist. So schreibt Orton (1962, 15): „In this country [England] men speak vernacular more frequently, more consistently, and more genuinely than women“.

Sind diese Auswahlkriterien gerechtfertigt? Kann Dialektforschung so wirklich repräsentativ sein, oder ist es lediglich eine Form von „linguistischer Archäologie“?

Die zweite große Frage, die vor der tatsächlichen Befragung der Gewährspersonen geklärt werden muss, ist, wie der Fragebogen gestaltet wird. Auch dieses Thema unterteilt sich nochmal in zwei Fragen: Zum einen muss entschieden werden, welche Objekte abgefragt werden; zum anderen, wie sie abgefragt werden.

Das *Was* orientiert sich natürlich daran, welche Phänomene untersucht werden sollen. Häufig wird eine Liste einzelner Wörter abgefragt; zum Teil sollen jedoch auch ganze Sätze „übersetzt“ oder lediglich gezielte Wortendungen vervollständigt werden. Sobald geklärt ist, welche Punkte der Fragebogen umfassen soll, stellt sich die Frage nach dem *Wie*. Während man zu Beginn noch **direkte Fragen** verwendete (z.B. *Wie sagst du zu „Tasse“?*), werden inzwischen meistens **indirekte** Befragungsmethoden verwendet. Diese lassen sich typischerweise in **Bennung** (1) und **Vervollständigung** (2) einteilen.

- (1) Wie nennt man den Nachwuchs von Hunden? (*Welpen*)
- (2) Man süßt seinen Tee mit ... (*Zucker*)

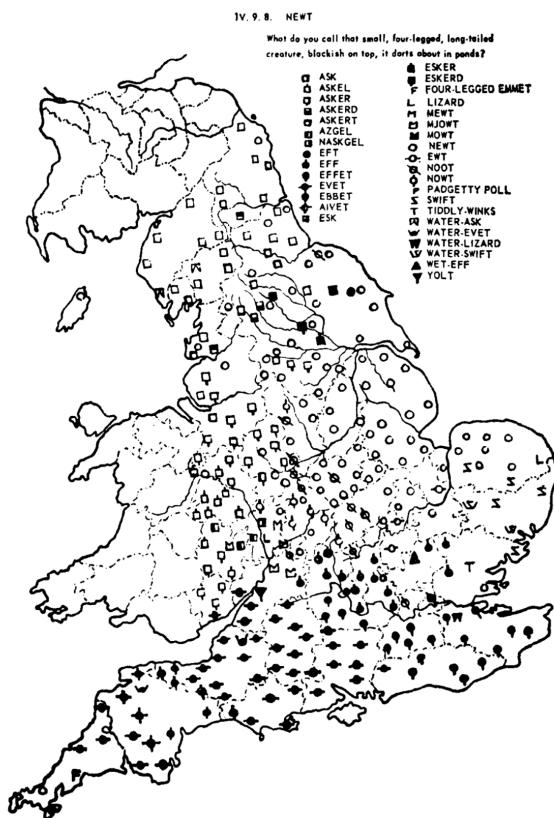
Was sind Vor- und Nachteile von verschiedenen Erhebungsmethoden? Weshalb werden inzwischen vorrangig indirekte Befragungsmethoden angewandt?

Nicht zuletzt unterscheiden sich Erhebungen noch methodologisch darin, wie die Primärdaten der Gewährspersonen festgehalten werden. Entweder wird direkt ein Transkript angelegt, oder die Befragung wird zunächst aufgezeichnet und zu einem späteren Zeitpunkt

analysiert. Letzteres macht den Erhebungsprozess transparenter, kann aber aus ethischen Gesichtspunkten herausfordernd sein und war in früheren Zeiten natürlich technisch nicht umsetzbar.

3.3.2 Darstellung und Interpretation

Da die Dialektologie ja die sprachliche Variation in Bezug auf den geographischen Raum erforscht, liegt es nahe, dass Dialektdaten üblicherweise auf Karten dargestellt werden. Gewöhnlicherweise wird für jedes Merkmal je eine Karte erstellt, die anzeigt, welche Variante an welchem Ort gebräuchlich ist. Merkmale können hierbei Varianten auf allen linguistischen Ebenen sein; die auffälligsten und daher meistuntersuchten betreffen jedoch die Lautung und den Wortschatz.



Sind rein darstellende Karten überhaupt möglich, oder ist zumindest ein kleiner Interpretationsschritt zwangsläufig notwendig?

3.4 Isoglossen und Dialektkontinua

3.4.1 Isoglossen

Abb. 3.2 zeigt die typischste Form einer interpretativen Dialektkarte, in der „Grenzlinien“ zwischen den beiden dargestellten Varianten gezogen werden. Diese Linie wird in der Dialektologie als **Isoglosse** bezeichnet: Sie trennt einen Dialektraum anhand des untersuchten linguistischen Merkmals. Zwei sehr bekannte Isoglossen, die das deutsch-niederländische Dialektkontinuum durchziehen, sind die *Benrather Linie* und die *Speyerer Linie* (Abb. 3.3). Diese Isoglossen bilden die Ausprägung der zweiten Lautverschiebung ab, durch die die stimmlosen Plosive [p,t,k] zu den Frikativen bzw. Affrikaten [(p)f,(t)s,(k)x] abgeschwächt wurden. Tatsächlich ist dieses Merkmal so prägnant, dass es ausschlaggebend für die primäre Unterteilung des Dialektkontinuums in Niederdeutsch², Mitteldeutsch und Hochdeutsch³ ist.

3.4.2 Dialektkontinua und Isoglossenbündel

Aufmerksamen Leser:innen wird im letzten Absatz eventuell ein vermeintlicher Widerspruch aufgefallen sein. So war einerseits die Rede von einem **Dialektkontinuum**, auf der anderen Seite aber von Isoglossen, die einen Dialektraum scharf unterteilen. Wenn so eine klare Trennung gezogen werden kann, kann dann überhaupt die Rede von einem *Kontinuum* sein?

Bevor wir diese Frage beantworten, sei an dieser Stelle der Begriff Dialektkontinuum kurz definiert. Die Idee ist aber relativ einleuchtend: Als Dialektkontinuum wird ein Sprachraum bezeichnet, in dem sich naheliegende Varietäten stets auch linguistisch relativ ähnlich sind, während sich die Unterschiede über größere Distanz akkumulieren. Das kann man sich auch sehr bildlich vorstellen: Würde man beispielsweise von Südtirol bis nach Sylt wandern, würde man wohl kaum durch ein Dorf kommen, das sein Nachbardorf nicht verstehen kann. Das heißt aber nicht, dass ein Sylter eine Südtirolerin versteht – diese Dialekte weisen nämlich erhebliche Unterschiede auf! Historisch betrachtet bilden Deutsch und Niederländisch ein Dialektkontinuum, das sich aber durch die Dominanz der jeweiligen Nationalsprachen entlang der Staatsgrenzen immer weiter zurückbildet.

²Das historisch gesehen das Niederländische einschließt!

³Verwechslungsgefahr: In der Dialektologie bezeichnet *Hochdeutsch* die Dialekte des süddeutschen Sprachraums, also Fränkisch, Alemannisch und Bairisch.

Historischer Verlauf der Benrather und Speyerer Linie bis 1945



Abbildung 3.3: Darstellung der Benrather und Speyerer Linie. Bildquelle: Wikipedia-Nutzer Hardcore-Mike, https://de.wikipedia.org/wiki/Isoglosse#/media/Datei:Benrather_und_Speyerer_Linie.png.

Zurück zur ursprünglichen Frage: Wie lassen sich die Konzepte *Isoglosse* und *Kontinuum* vereinen? Der Kern der Antwort liegt darin, dass jede Isoglosse erst einmal nur *ein* einziges Merkmal darstellt. Man kann also problemlos Hunderte oder Tausende Isoglossen für den selben Sprachraum finden, die komplett unterschiedliche Verläufe haben können. Aber auch Isoglossen, denen der selbe Mechanismus zugrunde liegt, verlaufen nicht immer identisch – gerade in den Grenzregionen findet sich häufig eine scheinbar willkürliche Verteilung der Varianten. Auch hier findet sich im deutsch-niederländischen Dialektkontinuum ein prominentes Beispiel, das direkt an das vorherige anschließt. Abb. 3.4 zeigt einige Isoglossen, denen die o.g. zweite Lautverschiebung zugrunde liegt. Entsprechend folgen all diese Isoglossen grob der Benrather Linie – um das Rheinland herum weichen die einzelnen Isoglossen jedoch stark voneinander ab, weshalb dieses Phänomen als *rheinisches Fächer* bezeichnet wird.

Isoglossen mit einem sehr ähnlichen Verlauf lassen sich in **Isoglossenbündel** zusammenfassen. Fallen viele Isoglossen in ein Bündel zusammen – insbesondere, wenn ihnen verschiedene, unabhängige Mechanismen zugrunde liegen – ist das ein starkes Argument dafür, Dialekte entlang dieser Grenze zu kategorisieren. Ein prominentes Beispiel

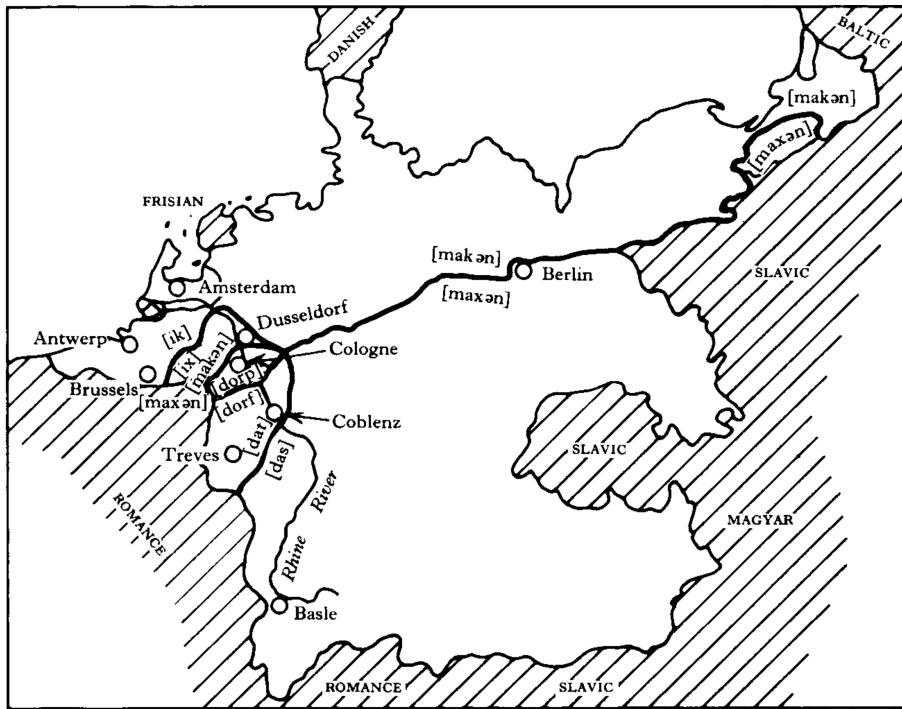


Abbildung 3.4: Der rheinische Fächer (Chambers & Trudgill, 1998).

bietet hierfür der französische Sprachraum, der sich in zwei Hauptgruppen unterteilt: Die *oil*-Sprachen im Norden und die *oc*-Sprachen im Süden (Abb. 3.5. Entlang dieser groben Linie verlaufen interessanterweise auch eine Menge nicht-linguistischer Unterschiede, die von der Architektur über die Landwirtschaft bis in die pre-napoleonische Rechtsprechung reichen.

Auch der bairische Sprachraum wird in der Nähe von Passau durch eine prominente Isoglosse durchzogen. Kennst du sie?

3.5 Fallbeispiel: Dialektatlanten der deutschen Schweiz

Um die gelernten Konzepte besser kennenzulernen, widmen wir uns einem konkreten Beispiel aus der deutschsprachigen Schweiz. Dort entstand in der Mitte des 20. Jahrhundert der *Sprachatlas der deutschen Schweiz* (SDS), der zwischen 1962 und 1997 in acht Kartenbänden veröffentlicht wurde (Hotzenköcherle, 1962; Trüb, 2003). Dieses Mammutwerk wurde in jüngster Vergangenheit in zwei verschiedenen Weisen rezipiert: Zum einen wurde das SDS durch das *Schweizerische Idiotikon* digitalisiert und als Online-Ausgabe mit modernen Visualisierungen zur Verfügung gestellt (Schweizerisches Idiotikon, 2025, <https://sprachatlas.ch>). Zum anderen führte ein Team der Universität Bern, geleitet vom Fragenkatalog des SDS, neue Datenerhebungen durch, die im *Dialäktatlas* (Leemann et al., 2024, <https://dialektatlas.ch/>) präsentiert werden.

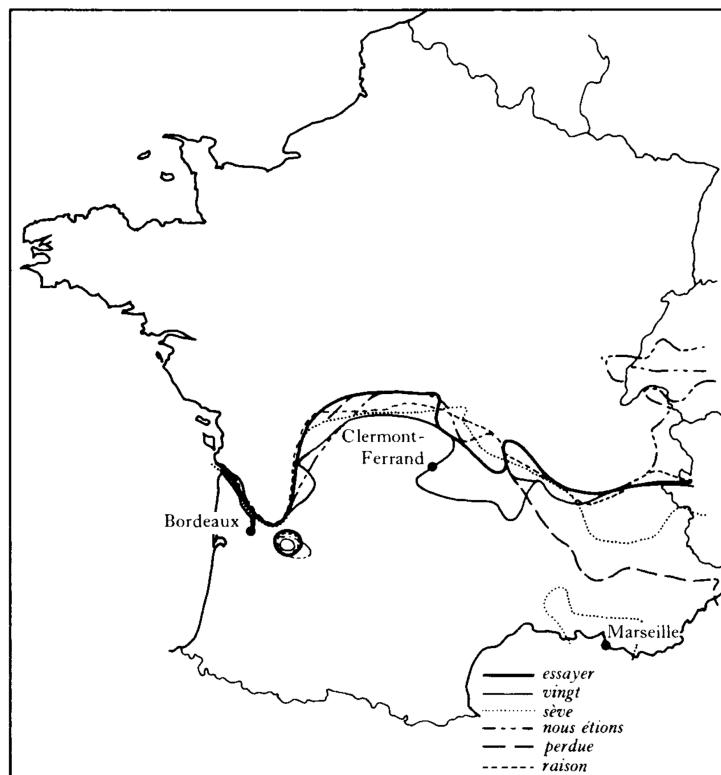


Abbildung 3.5: Verschiedene Isoglossen, die als Bündel die Grenze zwischen *oil-* und *oc*-Sprachen bilden (Chambers & Trudgill, 1998).

Abbildungen 3.13-3.15 zeigen jeweils eine Karte aus jedem der drei beschriebenen Projekte, wobei alle drei Karten das selbe Merkmal beschreiben: Die dialektalen Varianten für *Schmetterling*.

Welche Unterschiede fallen auf? Für welche Zwecke könnte welche Karte gut (oder weniger gut) geeignet sein?

3.6 Isoglossen: Muster und Übergänge

Wir haben **Isoglossen** bereits als geographische Grenzen kennengelernt, die verschiedene Varianten eines Merkmals voneinander abgrenzen. Darüber hinaus haben wir besprochen, dass einzelne Isoglossen zu **Bündeln** zusammengefasst werden können. Generell gilt: Je mehr Isoglossen in ein Bündel zusammenfallen, und je unterschiedlicher die einzelnen Merkmale und Varianten sind, um so stärker ist das Argument, anhand dieser Isoglosse eine Kategorisierung vorzunehmen.

An dieser Stelle lohnt es sich nochmal, einen genaueren Blick auf Isoglossen zu werfen. Bislang wurden Isoglossen etwas vereinfacht als *eine Linie* dargestellt, die den Dialektraum schön in zwei Teile teilt. Dass dies nicht zwangsläufig der Fall ist, hat schon die praktische Arbeit mit den schweizerdeutschen Dialektatlanten gezeigt. Wir widmen uns also ein paar typischen Mustern und was wir aus ihnen lernen können.

3.6.1 Reliktgebiete



Abbildung 3.6: Verbreitung von rhotischen Dialekten in England um 1950 (a) und 1990 (b). Bildquelle: Wikipedianutzer Angr, https://en.wikipedia.org/wiki/Rhoticity_in_English#/media/File:RhoticEngland.png

Ein typisches Merkmal einiger Dialekte Englands ist die Tilgung des postvokalischen /r/ (also, dass das *r* nach Vokalen nicht gesprochen wird, stattdessen aber meistens der Vokal gedehnt wird). Daraus ergeben sich Aussprachen wie [ka:d], [fɜ:n], [bɔ:n] für *card*, *fern*, *born*. Diese Dialekte werden *non-rhotische* Dialekte genannt, während *rhotische* Dialekte das /r/ realisieren. Abb. 3.6 stellt die geographische Verteilung der rhotischen (weiß) und non-rhotischen (rot) Dialekte um 1950 und 1990 dar. Der diachrone Vergleich zeigt, dass die non-rhotische Variante die rhotische immer weiter zurückdrängt.

Die Vermutung liegt nahe, dass hier eine neuere Variante eine ältere langsam ablöst. Das genügt allerdings nicht als Begründung: Auch innovativere Varianten können von archaischen Varianten zurückgedrängt werden! In diesem Fall haben wir allerdings zwei starke Indizien dafür, dass die non-rhotische Variante tatsächlich die jüngere ist. Zum einen ist es deutlich wahrscheinlicher, dass über die Zeit ein Laut ausgelassen wird, als dass ein neuer eingefügt wird. Zum anderen ist die geographische Verteilung der Varianten sehr aufschlussreich.

Auf beiden Karten ist nämlich zu sehen, dass es ein zusammenhängendes weißes Gebiet gibt, während es mehrere, voneinander abgetrennte rote Gebiete gibt. Es ist also unwahrscheinlich, dass die rote Variante die innovative ist: Dafür müsste man eine stichhaltige Erklärung finden, wie sich die Variante entweder mehrmals unabhängig voneinander ent-

wickelt hat, oder wie sie sich in einer Region verbreitet haben soll, die nicht mit der ursprünglichen Region der Variante verbunden ist. Deutlich plausibler ist es, dass die weiße Variante die rote nach und nach zurückgedrängt hat, sodass manche rote Varietäten vom restlichen roten Gebiet abgetrennt wurden. Das Resultat sind **Reliktgebiete**, also Gebiete, in denen sich noch eine ältere Variante erhalten hat, während sich eine neuere Variante in den umliegenden Gebieten durchgesetzt hat. Allein durch die Interpretation der synchronen geographischen Verteilung zweier Varianten können wir also Rückschlüsse darüber ziehen, welche dieser Varianten älter ist.



Abbildung 3.7: Isoglosse *Haus*-*Hus* im deutschen Sprachraum. Bildquelle: Wikipedianutzer Gröneger 1, <https://de.wikipedia.org/wiki/Hus-Haus-Linie#/media/Datei:Haus-hus-huis.png>

Sieh dir die Isoglosse in Abb. 3.7 an. Welche der zwei Formen ist älter?

3.6.2 Ausbreitung von sprachlicher Innovation

Muster wie Reliktgebiete können uns dabei helfen, die geographische Ausbreitung von sprachlicher Innovation zu rekonstruieren. Generell ist es eine Kernforschungsfrage der Dialektologie, die Ausbreitung von linguistischen Merkmalen zu erklären – insbesondere, da es häufig keine direkten diachronen Belege gibt. Drei Faustregeln, an denen man sich orientieren kann, sind:

1. Wenn eine von zwei linguistischen Varianten in isolierten Gebieten vorkommt, und die andere in besser erreichbaren Gebieten, ist die erstere älter.
2. Wenn eine von zwei linguistischen Varianten in Randgebieten vorkommt, und die andere in zentralen Gebieten, ist die erstere älter.
3. Wenn eine von zwei Varianten in einem größeren (zusammenhängenden) Gebiet gesprochen werden, ist diese jünger.

Diese drei Kriterien sind nützliche Richtwerte, allerdings keineswegs unfehlbare Regeln (auch wenn sie einst mit diesem Anspruch vorgeschlagen wurden) – es gibt genügend Einzelfälle, bei denen das Gegenteil der Fall ist.

Linguistische Innovationen verbreiten sich dort, wo Menschen miteinander in Kontakt treten. Entsprechend kann die Verbreitung solcher Innovationen, und ein damit einhergehender Sprachwandel nicht abrupt, sondern nur graduell sein. Ein beliebtes Bild hierfür ist die **Wellentheorie**: Innovationen entstehen an einem Ort und breiten sich von dort gleichförmig in alle Richtungen aus, wobei das Ausmaß der Ausbreitung mit zunehmender Distanz immer geringer wird. Man kann sich geographische Diffusion also vorstellen wie die Wellen, die entstehen, wenn man einen Stein ins Wasser wirft – diesem Bild entspringt der Name.

Wie jedes vereinfachende Modell darf natürlich auch die Wellentheorie nicht für bare Münze genommen werden. Es müssen zwangsläufig geographische und soziopolitische Faktoren berücksichtigt werden, die die Ausbreitung eines Merkmals beeinflussen können. Geographische Hindernisse wie Gebirgsketten oder größere Gewässer sind schwer zu überqueren, reduzieren dadurch den (Sprach-)Kontakt und entsprechend auch die Ausbreitung linguistischer Innovationen. Auch politische Grenzen können ähnliche Effekte haben; dort ist teils sogar zu beobachten, dass man sich bewusst durch linguistische Unterschiede vom gegenüberliegenden Teil abgrenzen möchte.

Eine besondere Rolle in der Verbreitung linguistischer Innovationen spielen Städte. Sie sind oftmals Katalysatoren für Innovation, da Stadtbevölkerungen im Regelfall deutlich heterogener sind als Landbevölkerungen. Städte sind außerdem Zentren für Handel, Kultur und Politik – kurzgesagt für verstärkten überregionalen Austausch. Städte sind untereinander also deutlich besser vernetzt als ländliche Regionen, was zur Folge hat, dass sich auch linguistische Merkmale schnell zwischen Städten verbreiten können (und die dazwischenliegenden, ländlichen Regionen einfach „überspringen“). Wir müssen unser Wellenmodell also anpassen: Anstatt den Stein einfach ins Wasser fallen zu lassen, lassen wir ihn über die Oberfläche springen. Überall, wo er aufkommt, wird er Wellen schlagen, allerdings mit jedem Aufprall ein bisschen schwächer.

Abb. 3.8 zeigt ein Beispiel für eine solche Ausbreitung eines linguistischen Merkmals. Das /r/ wurde ursprünglich überall als [r ~ r̥], also als „Zungenspitzen-R“, gesprochen.

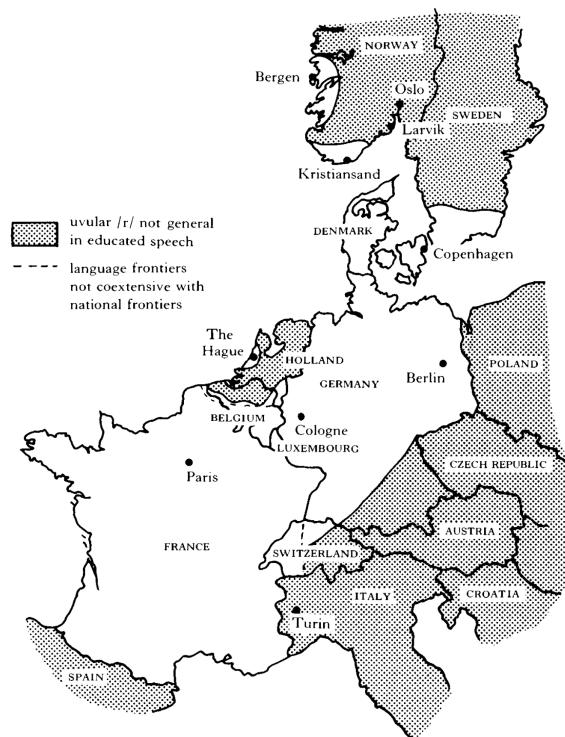


Abbildung 3.8: Verteilung des uvularen /r/ [R ~ ʁ] in Westeuropa.

In Paris begann man dann irgendwann – wohl im 17. Jahrhundert – das /r/ stattdessen *uvular* zu sprechen, also als [R ~ ʁ].⁴ Von dort aus breitete sich das uvulare /r/ über den französischen Sprachraum aus und sprang auch auf Städte in anderen Sprachgebieten über – die uvulare Aussprache in Kopenhagen ist um das Jahr 1780 nachgewiesen, von wo sie sich bis 1890 nach Südschweden ausbreitete. Auch in Deutschland, wo das uvulare /r/ inzwischen die Standardaussprache ist, hielt es zunächst in Städten wie Berlin oder Köln einzug, bevor es sich flächendeckend verbreitete. Dieses Muster ist auf der Karte noch in Regionen zu erkennen, die das uvulare /r/ erst vor relativ kurzer Zeit erreicht hat: Den Haag bildet im Bezug auf dieses Merkmal eine Sprachinsel; in Norwegen ist der Wandel noch voll im Gange, wo das Merkmal in vielen Städten bereits üblich ist und sich von Bergen und Kristiansand aus allmählich auf die Landbevölkerung ausbreitet.

Im Endeffekt gibt es keine klaren Regeln, mit denen sich die Geschichte und Verbreitung von sprachlichen Innovationen eindeutig erklären lassen. Vielmehr geht es darum, eine Geschichte zu rekonstruieren, die auf allen Ebenen (linguistisch, geographisch, soziokulturell, ...) plausibel scheint.

⁴Die Schreibweise mit der Tilde deutet eine ungefähre Transkription an, hier: Variierende Realisierungen als [R], [ʁ], o.Ä.

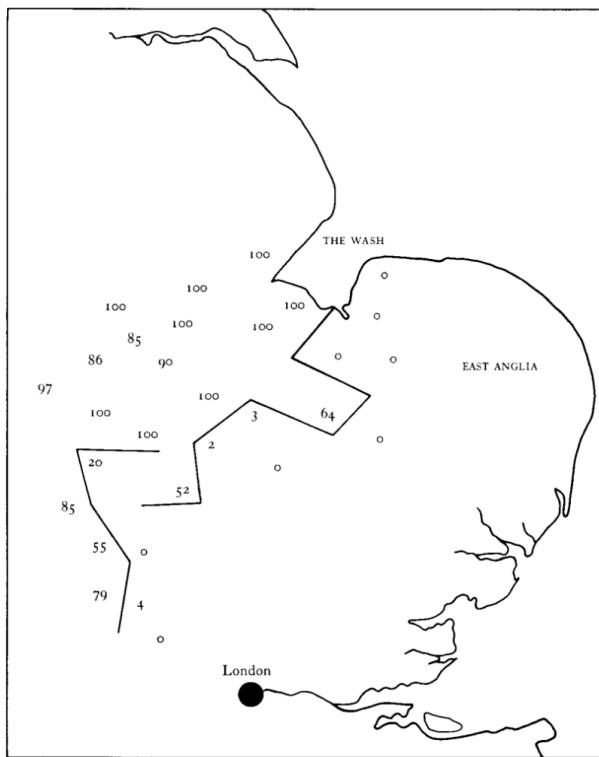


Abbildung 3.9: Häufigkeit der Variable (u) im Osten Englands.

3.6.3 Übergänge

Die Ausbreitung linguistischer Merkmale bedeutet im Umkehrschluss natürlich, dass sich Isoglossen über die Zeit verschieben. Besonders interessant ist es in diesem Kontext zu untersuchen, was in den „Grenzregionen“ entlang der einzelnen Isoglossen passiert. In der letzten Sitzung haben wir bereits den *rheinischen Fächer* kennengelernt, der zeigt: Selbst wenn wir Isoglossen bündeln, die das gleiche abstrakte Phänomen beschreiben, stimmen die konkreten Isoglossen nicht immer miteinander überein. So finden sich zum Beispiel einige Regionen, in denen man *ik* für *ich* sagt, aber nicht *maken* für *machen* – obwohl beide Formen von der Lautverschiebung von [k] zu [x] betroffen sind. In diesem Fall wird die zugrundeliegende Innovation, die Lautverschiebung, also nur auf einen Teil des Wortschatzes angewandt.

Es ist nahezu unausgesprochener Konsens, dass linguistische Variation nicht abrupt, sondern graduell ist. Isoglossen sind eine (bewusst) vereinfachende Abstraktion, die den Fokus auf die prägnantesten Unterschiede legt – sie sollten aber keineswegs so interpretiert werden, dass sie den Dialektraum in komplett einheitliche Gruppen unterteilen (zwischen denen die Unterschiede entsprechend abrupt wären). Vielmehr sind die Übergänge oft fließend, sowohl in der Form, als auch im Gebrauch.

Abb. 3.9 zeigt eine verhältnismäßige, geographische Verteilung einer als (u) bezeichneten Variable – also, ob der erste Vokal in Wörtern wie *brother*, *gutter*, *rubbish* oder *us* als [ʊ] gesprochen wird, wie es für die Dialekte Nordenglands (und auch Schottlands) üblich

ist. Im Süden hingegen findet sich die offenere, ungerundete Realisierung [ʌ]. Die Karte basiert auf 65 Wörtern aus der *Survey of English Dialects* (Orton & Dieth, 1962), in denen die Variation zwischen [ʊ] und [ʌ] vorkommen. Die Zahlen zeigen an, wie häufig (in Prozent) Gewährspersonen⁵ diese Wörter mit einem [ʊ] realisierten – eine 100 bedeutet also, dass dort ausschließlich [ʊ] gesprochen wurde, während eine 0 die ausnahmslose Verwendung von [ʌ] signalisiert. Die Karte zeigt eine deutliche Übergangszone, in der ein Teil der Wörter mit [ʊ], und ein anderer mit [ʌ] gesprochen werden. Typisch für solche Übergangszenen ist es auch, dass selbst bei individuellen Sprecher:innen ein hohes Maß an Variabilität zu beobachten ist: Ein und die selbe Person könnte das Wort *duck* mal als [dʊk], mal als [dʌk] sprechen.

Bei lautlichen Varianten wie dieser gibt es noch ein zweites Phänomen, das charakteristisch für Dialekte in den Übergangsregionen ist – die Realisierung der Variable liegt oft auch phonetisch in der Mitte zwischen den beiden typischen Varianten. So findet sich in der beschriebenen Übergangsregion auch die Realisierung [χ], die phonetisch zwischen [ʊ] und [ʌ] liegt. Dieses Phänomen zeigt sich auch bei der in Abb. 3.7 visualisierten Lautverschiebung: Im Süden Baden-Württembergs, wo alemannische und schwäbische Dialekte aufeinandertreffen, ist die Aussprache [hous] zu finden (Haag, 1898).

Rein (1974) beschreibt die einzelnen Prozesse, die zur Vokalisierung des /l/ in bairischen Mundarten geführt hat. Sieh dir die Karte und Tabelle 1 an und lies Abschnitt V. (S. 29-33). Wie wird die Innovation und Verbreitung der neueren Merkmale motiviert? Welche der vorgestellten Konzepte finden sich hier wieder?

3.7 Aggregation von Merkmalen

Bislang haben wir uns stets auf einzelne Merkmale fokussiert – ihre geographische Verteilung, ihre Ausbreitung und ihre Darstellung. Dialektatlanten stellen beeindruckend große Mengen an einzelnen Merkmalen dar – allerdings haben wir uns kaum der Frage gewidmet, wie wir diese Daten systematisch gemeinsam nutzen können! Bislang haben wir nur sehr abstrakt darüber gesprochen, dass sich Isoglossen bündeln lassen, und sich anhand solcher Bündel (Unter-)Gruppierungen motivieren lassen. Allerdings gibt es keinen Konsens darüber, wie genau das passieren soll:

„It is undeniable that some isoglosses are of greater significance than others [... and ...] that some bundles are more significant than others [...]. Yet, in the entire history of dialectology, no one has succeeded in devising a satisfactory procedure or a set of principles to determine which isoglosses or which bundles should outrank some others. The lack of a theory or even a heuristic that

⁵In diesem Fall gibt es pro Ort nur eine Gewährsperson. Die abgebildete Variation pro Ort geht also nur von einer Person aus.

would make this possible constitutes a notable weakness in dialect geography.“ (Chambers & Trudgill, 1998, 96-97; zitiert nach Nerbonne, 2009)

Dies zeigt eines der größten Probleme, und damit auch einen der größten Kritikpunkte der klassischen Dialektologie auf. Sie ist eine Disziplin, die traditionell sehr qualitativ arbeitet: Mit akribischer Liebe zum Detail, aber ohne einheitliche Methoden, von einzelnen Merkmalen weg zu einem größeren Gesamtbild zu abstrahieren.

Eine jüngere Sparte, die an dieser Problematik ansetzt, ist die **Dialektometrie**, die ihre Anfänge in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts hatte (Goebl, 1982; Séguy, 1973), jedoch erst mit der zunehmenden Verfügbarkeit an Rechenleistung um die Jahrtausendwende wirklich an Popularität gewann. Im Gegensatz zur traditionellen Dialektologie ist die Dialektometrie sehr quantitativ ausgerichtet und vergleicht Varietäten, indem alle möglichen Merkmale **aggregiert**, also „zusammengerechnet“ werden.

Die Dialektometrie motiviert sich durch zwei grundlegende Argumente. Zum einen seien nicht einzelne Merkmale charakteristisch für gewisse Dialekte, sondern vielmehr das Zusammenspiel mehrerer Merkmale. Das lässt sich schnell an folgender Liedzeile illustrieren:

„un mer jon met Dir wenn et sin muß durch et Füer“ (Höhner, 1998)

Der Dialekt lässt sich unschwer als Kölsch erkennen (schließlich wird in dem Lied ja auch der 1. FC Köln besungen). Doch lässt sich das nur an einem einzigen Merkmal festmachen? Das initiale [m] in *mer* (‘wir’) findet sich auch im Bairischen und im Schwäbischen. Die Realisierung des initialen /g/ als [j] (in *jon* ‘gehen’) charakterisiert auch das Berlinerische. Das [t] in *et* (‘es’) teilt sich das Kölsche mit niederdeutschen Dialekten, das lange ü [y:] für std. eu [ɔy] in *Füer* (‘Feuer’) wiederum mit dem Schweizerdeutschen. Diese Merkmale in Isolation sind also nicht ausreichend, um den Dialekt als Kölsch zu identifizieren – die **Kombination** der Merkmale allerdings schon.

Das zweite Argument, das die Dialektometrie anführt, ist, dass auch die klassische Dialektologie aggregiert, indem sie sehr ähnliche Varianten zusammenfasst. Eine weitere sehr bekannte Isoglosse im deutschen Sprachraum ist die sogenannte *Uerdinger Linie*, die die Varianten *ich* und *ik* voneinander abgrenzt. Die Isoglosse suggeriert auf den ersten Blick, dass im Norden überall [ɪk] gesprochen würde, und im Süden stets [iç]. Dass das eine grobe Vereinfachung ist, wissen alle, die Bairisch (oder Schwäbisch) sprechen, wo der Konsonant komplett wegfällt! In der Tat finden sich *Phonetischen Atlas Deutschlands* (PAD; Göschel, 1992) 87 (!) verschiedene Realisierungen des Wortes *ich*.

Natürlich ist es komplett legitim, verschiedene Varianten in zwei Klassen zusammenzufassen, um die geographische Verteilung eines bestimmten Prozesses zu untersuchen – in diesem Fall geht es um die Lenition, also die Abschwächung des Plosivs zu einem Affrikat,

einem Frikativ oder einer kompletten Elision. Zu diesem Zwecke lassen sich Varianten wie [k, k^h, g] in eine Klasse (keine Lenition), und Varianten wie [ç, x, γ, ſ] in eine andere Klasse (Lenition) zusammenfassen. Die Frage ist also nicht, *ob* Daten aggregiert werden, sondern *auf welcher Ebene* sie aggregiert werden – so sieht die Dialektometrie die Aggregierung von Daten über verschiedene Merkmale hinweg als notwendigen nächsten Schritt.

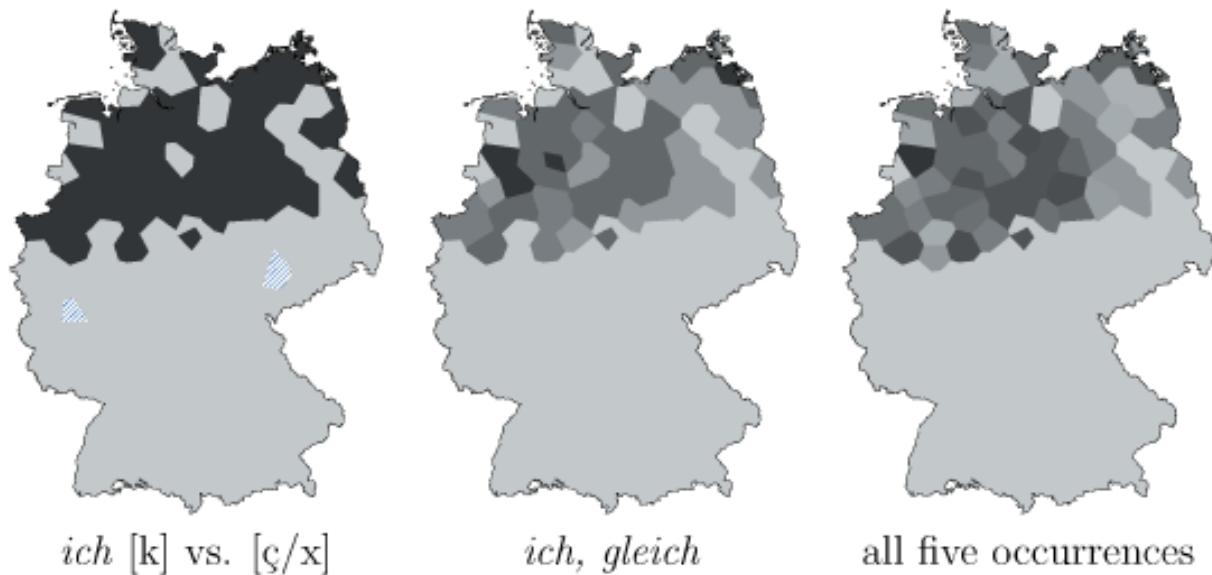


Abbildung 3.10: Sukzessive Aggregation von Merkmalen bezüglich der Lautverschiebung [k] – [ç/x].

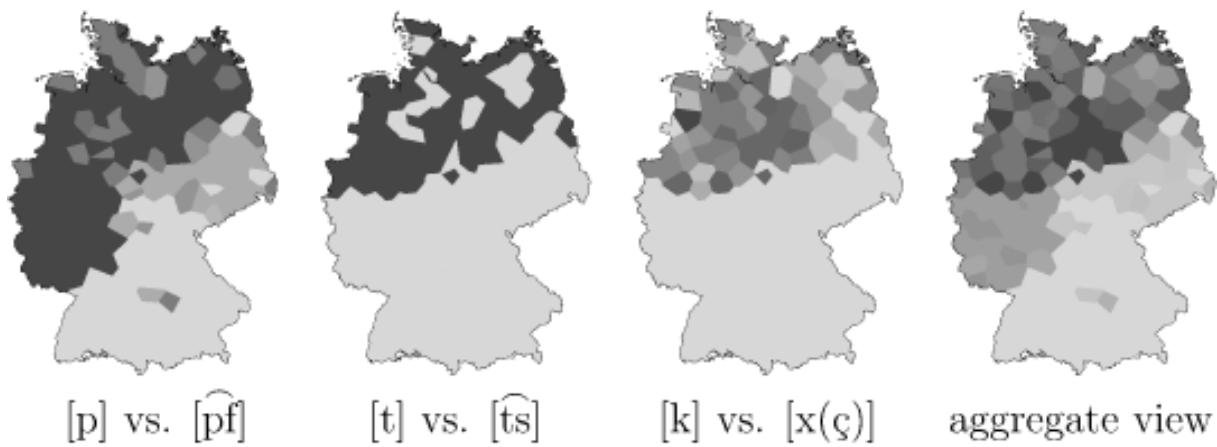


Abbildung 3.11: Aggregation von Merkmalen bzgl. der Zweiten Lautverschiebung.

Abb. 3.10 illustriert die Aggregation eng verwandter Merkmale: Es werden fünf verschiedene Formen aggregiert, die alle von der Lautverschiebung vom niederdeutschen [k] zum oberdeutschen [ç/x] betroffen sind. Schon hier ist zu sehen, dass das Zusammenfassen dieser Merkmale das Bild glättet: Einzelne Ausnahmen oder Datenlücken fallen nicht mehr so sehr ins Gewicht, es kristallisiert sich eine relativ klare Verteilung heraus (die auch traditionellen Isoglossen größtenteils entspricht). Abb. 3.11 setzt diese Art der Aggregation fort, indem verwandte Merkmale eingeschlossen werden: Die Karten beschreiben die Lenition der gesamten Plosivserie [p, t, k] zu den entsprechenden Affrikaten/Frikativen [pf,

ts, x]. Auch die Zusammenfassung dieser Merkmale ist relativ unumstritten, da der selbe phonologische Prozess zugrundeliegt, der als *Zweite Lautverschiebung* bekannt ist.

Diese binäre Kodierung nach Präsenz bzw. Absenz eines Merkmals, wie sie in den beschriebenen Karten vorliegt, ist allerdings nur möglich, wenn tatsächlich auch der gleiche Mechanismus zugrunde liegt. Wird über Merkmale aggregiert, die unabhängig voneinander sind, funktioniert diese Art der Kodierung und Visualisierung nicht mehr. An diesem Punkt arbeitet die Dialektometrie mit **Distanzmatrizen**: Zwischen jedem möglichen Paar an Orten wird eine Distanz errechnet, die darauf basiert, wie viele Merkmale sich die entsprechenden Varietäten teilen. Das kann auf manuell annotierten Kategorien basieren (wie oben), oder auch auf automatischen Sequenzvergleichen der transkribierten Rohdaten. Abb. 3.12 zeigt zwei verschiedene Techniken, wie sich solche Distanzmatrizen auf einer Karte visualisieren lassen.

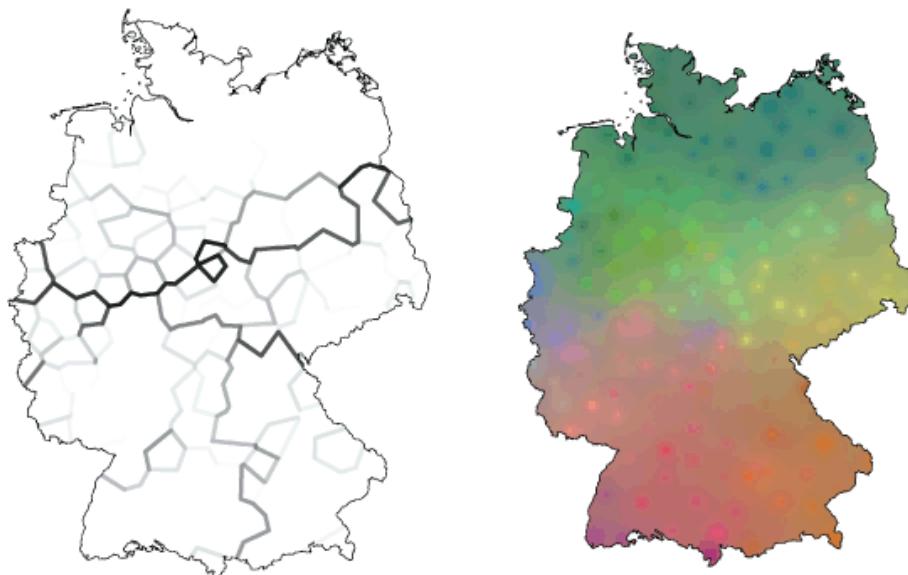


Abbildung 3.12: Visualisierungen der linguistischen Unterschiede deutscher Dialekte, basierend auf der Aggregation aller Merkmale.

Der entscheidende Punkt an dieser Stelle ist natürlich dann, wie genau die Distanzmatrix berechnet wird – hier gibt es durchaus unterschiedliche Ansätze, die zu unterschiedlichen Ergebnissen führen kann. Dennoch hat die Dialektometrie gezeigt, dass schon einfache Ansätze zu aussagekräftigen Ergebnissen führen. So erlaubt Abb. 3.12 zwei durchaus relevante Beobachtungen: Die stärkste Grenze links entspricht ziemlich genau der traditionellen Grenze zwischen nieder- und oberdeutsch (*Benrather bzw. Uerdinger Linie*); und die rechte Karte zeigt, dass die gemessene linguistische Distanz klar mit der geographischen Distanz korreliert.

Übungsaufgaben

1. Isoglossen werden üblicherweise als Linien gezeichnet, die einen Dialektraum abrupt anhand der Ausprägung eines linguistischen Merkmals unterteilen. Wie realitätsgerecht kann eine solche Darstellung sein? Diskutiere kurz einen Vorteil und einen Nachteil.
 2. Stell dir eine Isoglosse vor, die [i:] von [ai] trennt. Was könnte man potenziell in der Übergangszone erwarten?

Lade deine Lösungen bitte als PDF-Datei mit dem Namen 0123_02-dialektologie.pdf auf Stud-IP hoch, wobei du 0123 durch deine **Matrikelnummer** ersetzt.

Anhang

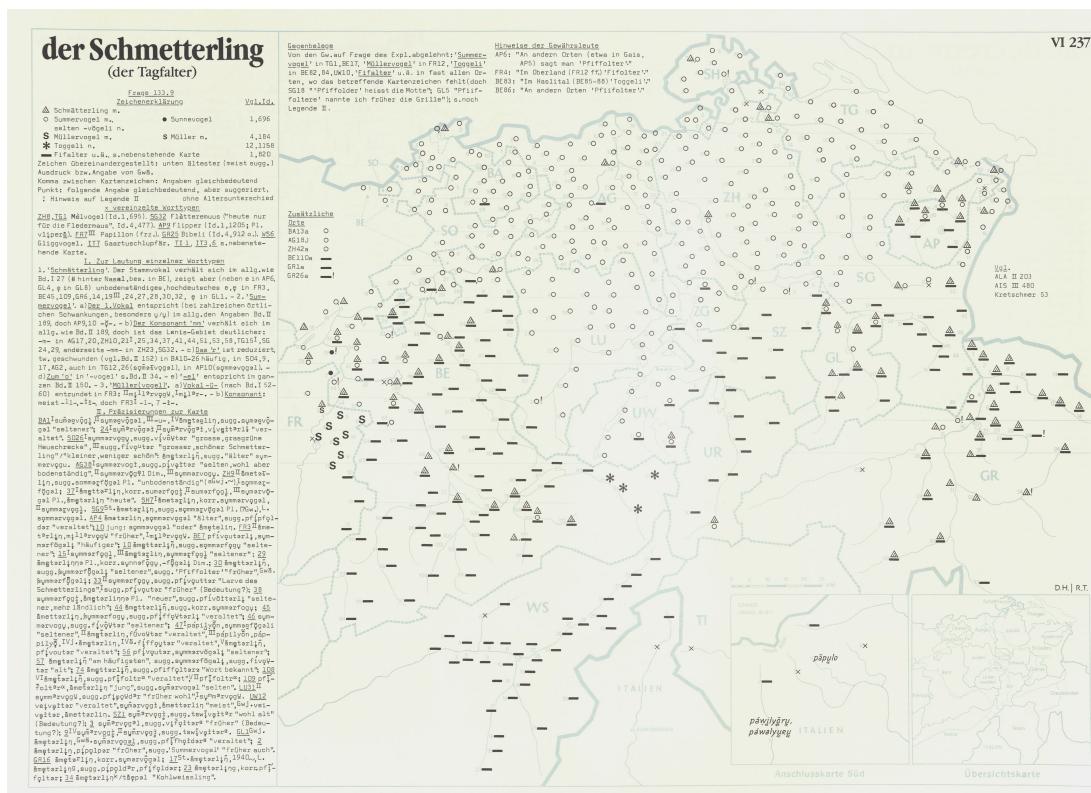


Abbildung 3.13: Karte aus dem SDS zu den Varianten für *Schmetterling* (Hotzenköcherle, 1969).

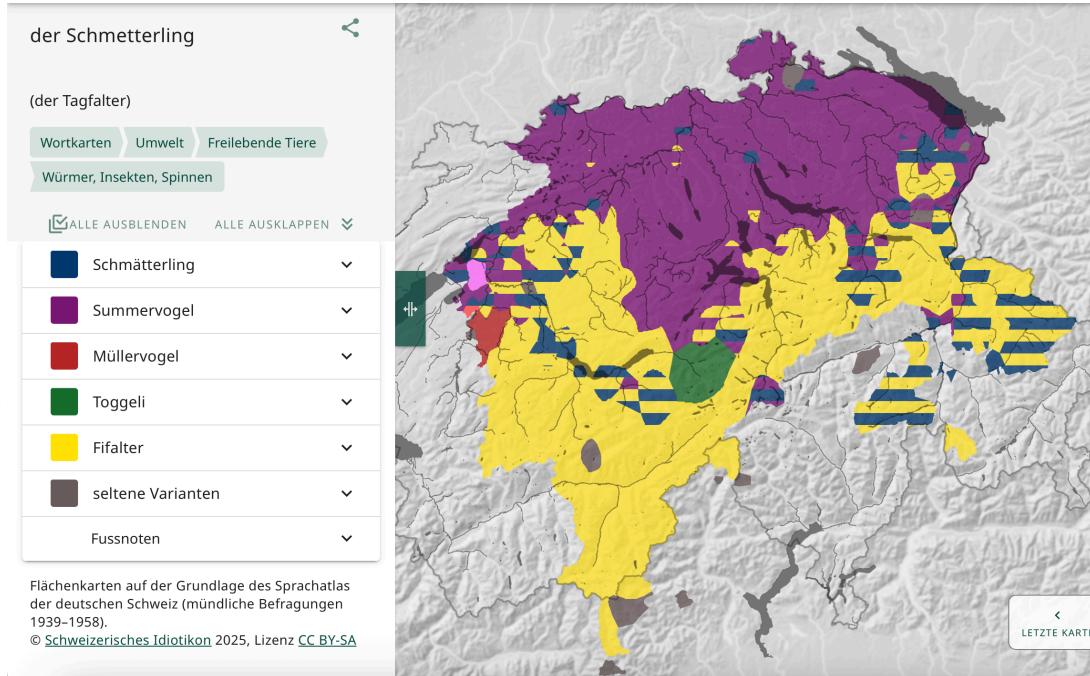


Abbildung 3.14: Karte aus der Online-Ausgabe des SDS zu den Varianten für *Schmetterling* (Schweizerisches Idiotikon, 2025, <https://sprachatlas.ch/karten/2804>).

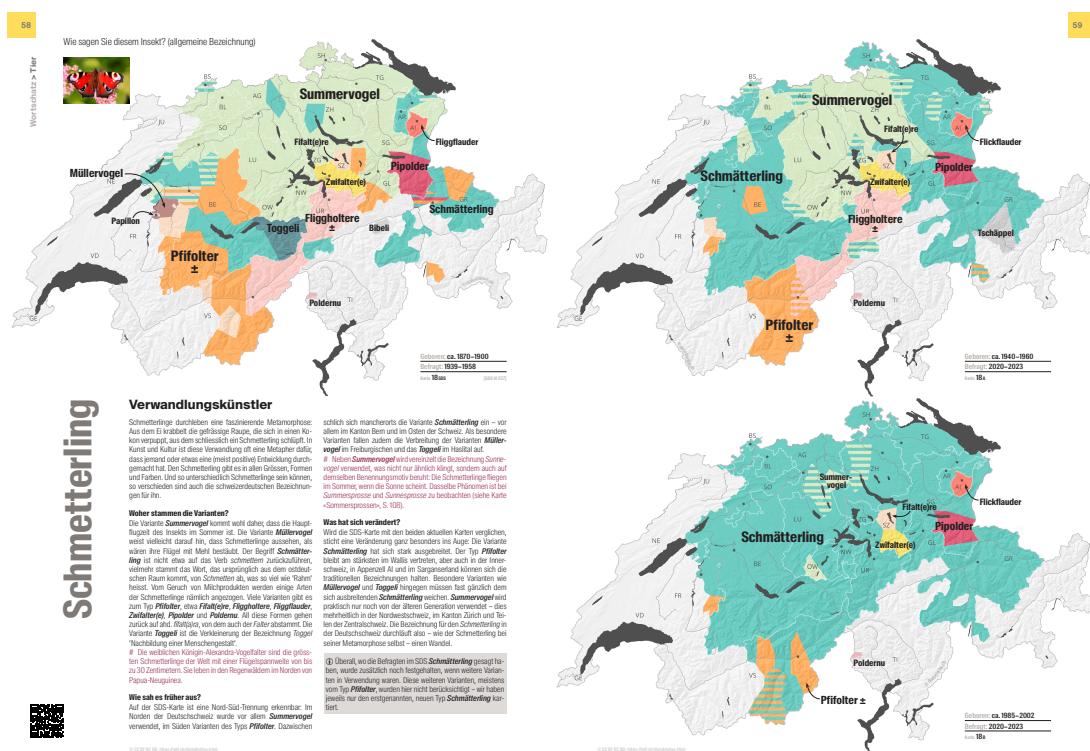


Abbildung 3.15: Karte aus dem „Dialäktatlas“ zu den Varianten für *Schmetterling* (Leemann et al., 2024).

Literaturverzeichnis

- Chambers, J. & Trudgill, P. (1998). *Dialectology* (2. Aufl.). Cambridge: Cambridge University Press. doi: <https://doi.org/10.1017/CBO9780511805103>
- Gilliéron, J. & Edmont, E. (Hrsg.). (1902). *Atlas linguistique de la France*. Paris: Champion.
- Goebl, H. (1982). Dialektometrie; Prinzipien und Methoden des Einsatzes der numerischen Taxonomie im Bereich der Dialektgeographie. *Philosophisch-Historische Klasse Denkschriften*, 157.
- Göschel, J. (1992). *Deutscher Sprachatlas* (Bericht). Das Forschungsinstitut für Deutsche Sprache Marburg.
- Haag, K. (1898). *Die Mundarten des oberen Neckar- und Donaulandes*. Reutlingen: Hutzler.
- Hotzenköcherle, R. (Hrsg.). (1962). *Sprachatlas der deutschen Schweiz. Einführungsband A: Zur Methodologie der Kleinraumatlanten*. Bern: Francke.
- Hotzenköcherle, R. (Hrsg.). (1969). *Sprachatlas der deutschen Schweiz. Wortgeographie I: Der Mensch – Kleinwörter* (Bd. 4). Bern: Francke.
- Höhner. (1998). *Mer stonn zo Dir FC Kölle*. (Lied erschienen auf dem Album „Fünfundzwanzig Jahre“.)
- Knoop, U., Reiffenstein, I., Putschke, W., Wiegand, H. E., Grober-Glück, G., Zender, M., ... Hoffmann, W. (1982). Zur Geschichte der Dialektologie des Deutschen: Forschungsrichtungen und Forschungsschwerpunkte. In *Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung. Erster Halbband*. Berlin: de Gruyter.
- Kurath, H. (1934). The Linguistic Atlas of New England. *Proceedings of the American Philosophical Society*, 74 (3), 227-243.
- Leemann, A., Steiner, C., Studerus, M., Oberholzer, L., Jeszenszky, P., Tomaschek, F. & Kistler, S. (2024). *Dialäktatlas. 1950 bis heute*. vdf Hochschulverlag. doi: 10.3218/4184-2
- Nerbonne, J. (2009). Data-driven dialectology. *Language and linguistics compass*, 3 (1), 175-198. doi: 10.1111/j.1749-818x.2008.00114.x
- Orton, H. (1962). *Survey of English Dialects: Introduction*. Leeds: E. J. Arnold & Son.
- Orton, H. & Dieth, E. (1962). *The Survey of English Dialects*. Leeds: E. J. Arnold & Son.
- Rein, K. (1974). Die mittelbairische Liquiden-Vokalisierung. *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik*, 41 (1), 21-37.
- Schmeller, J. A. (1821). *Die Mundarten Bayerns grammatisch dargestellt*. München: Karl Thienemann.
- Schweizerisches Idiotikon. (2025). *Der Sprachatlas der deutschen Schweiz*. (Online-Ausgabe, verfügbar unter <https://sprachatlas.ch/>. Zuletzt aufgerufen am 13.05.2025)
- Séguy, J. (1973). La dialectométrie dans l'Atlas linguistique de la Gascogne. *Revue de linguistique romane*, 37 (145-146), 1-24.
- Trüb, R. (Hrsg.). (2003). *Sprachatlas der deutschen Schweiz. Abschlussband. Werkgeschichte, Publikationsmethode, Gesamtregister*. Bern: Francke.

Wenker, G. (1888). *Sprachatlas des Deutschen Reichs*. Marburg: Handgezeichnet.

4 Soziolinguistik

Dieser Abschnitt orientiert sich maßgeblich an Spitzmüller (2022, Kap. 4-7). Zugunsten der Lesbarkeit wird dieses Werk nicht an jeder Stelle zitiert.

4.1 Einführung

Die **Soziolinguistik** ist eine jüngere Disziplin der Linguistik, die sprachliche Variation im Bezug auf soziale Faktoren (*diastratische* Variation) untersucht. Sie versteht sich als interdisziplinäre Untersuchung von Sprache und Gesellschaft. Teildisziplinen der Soziolinguistik sind die Variationslinguistik, die interktionale Soziolinguistik und die kritische oder metapragmatische Soziolinguistik. Die erste stellt hierbei zweifelsohne den prominentesten und erfolgreichsten Forschungszweig dar, weshalb wir unseren Fokus auf ihn legen.

4.2 Entwicklung der Soziolinguistik

Die Soziolinguistik als eigene Disziplin entstand in den 1960er Jahren, mit einigen Vorarbeiten bereits im vorausgehenden Jahrzehnt. Die „moderne“ Sprachwissenschaft zu dieser Zeit war geprägt von eher abstrakten Theorien (z.B. Strukturalismus, Generativismus), die Sprache als abstraktes, einheitliches System zu beschreiben versuchte, wobei soziale Aspekte der Sprache und des Sprechens außen vor gelassen wurden. Die Soziolinguistik sah sich gewissermaßen von Beginn an als Gegenstück zu dieser Form von Linguistik, indem sie bewusst den Bezug zu sozialen Strukturen herstellte. Insbesondere **Variation** sollte als Teil des Systems Sprache untersucht werden, nicht als „Störfaktor“.

Um das besser zu verstehen, lohnt sich ein Blick auf die strukturalistischen Konzepte ***langue*** und ***parole***, die nach Ferdinand de Saussure (1916) die zwei fundamentalen Bestandteile der Sprache sind. *Langue* meint hierbei das abstrakte Sprachsystem, also eine Struktur aus einheitlichen Regeln, die unabhängig von einzelnen Sprecher:innen existiert und von ihnen geteilt wird. *Parole* hingegen bezeichnet den konkreten Sprachgebrauch, der inhärent variabel ist und durch einzelne Sprecher:innen bewusst kontrolliert wird. Vereinfacht gesagt beschreibt das das Phänomen, dass man auf viele verschiedene Art und Weisen das Gleiche sagen kann – die Form (*parole*) kann sich unterscheiden, aber der Kern (*langue*) bleibt derselbe.

Die Linguistik zu dieser Zeit war ausschließlich an den abstrakten Strukturen (z.B. der Grammatik) von Sprachen interessiert, die der *langue* zugeschrieben waren. Die massive Variation, die die *parole* erlaubte (derer man sich durchaus bewusst war!), schien hingegen komplett willkürlich. Dementsprechend wurde die Untersuchung auf der Ebene der

parole als nicht aussagekräftig oder nicht zielführend bewertet. Die Soziolinguistik hingegen beschäftigte sich von Anfang an damit, wie man die *parole*, also das tatsächlich Gesprochene, systematisch im Bezug auf soziale Faktoren untersuchen kann.

Ein zweiter wichtiger Hintergrund, um die Entstehung der Soziolinguistik besser zu verstehen, ist ein soziopolitischer. Die Disziplin entstand maßgeblich in den USA im Zeichen der Nachkriegsjahre und des Kalten Kriegs. In diesem Zuge investierten die USA viel in eine **Entwicklungspolitik**, die insbesondere zum Ziel hatten, soziale Ungleichheit – insbesondere im Bezug auf Bildung – abzubauen. Hierzu sollten sprachliche Förderprogramme entwickelt werden, die Sprecher:innen, deren primäre Sprache nicht (Standard-)Englisch war, helfen sollten. Die ersten soziolinguistischen Untersuchungen wurden also im Kontext dieser Entwicklungspolitik angelegt, die zum Teil auch durchaus kritisch gesehen wurde. Die ersten soziolinguistischen Studien standen also im Zeichen von Mehrsprachigkeit, Sprachenpolitik und sprachlicher Diversität. Hierbei war es der Soziolinguistik auch daran gelegen, sich als „neue“ Form der Sprachwissenschaft zu etablieren, und sich insbesondere von nationalistischen und rassistischen Deutungen von Sprache und Gesellschaft (z.B. die *Sprachsoziologie* der NS-Zeit) abzugrenzen.

Bemerkenswert ist auch, dass die Soziolinguistik schon zu Beginn an sehr interdisziplinär arbeitete, und neben linguistischen auch **soziologische, psychologische** und **anthropologische Fragestellungen** betrachtete. Für die Soziologie war beispielsweise interessant, welche Rolle die Sprache bei der Vergesellschaftung (der Bildung eines gemeinsamen Gesellschaftsgefühls) spielt; oder ob es soziale Ungleichheiten gibt (etwa in der Bildung), die durch sprachliche Hintergründe bedingt sind. Die Psychologie war interessiert daran, wie soziale Faktoren den Erwerb und die Wahrnehmung von Sprache beeinflussen können; oder wie Sprecher:innen verschiedene Varietäten subjektiv bewerten. Die Anthropologie wiederum beschäftigte sich damit, welche Rolle die Sprache im Rahmen einer kulturellen Praxis spielt.

Ab den 70er Jahren institutionalisierte sich die Soziolinguistik langsam als anerkannte, eigenständige Disziplin. Dazu gehörten die Gründungen von eigenen Fachzeitschriften und die Organisation regelmäßiger Fachtagungen. Mit dieser Institutionalisierung einher ging auch, dass sich die Soziolinguistik allmählich in die eingangs erwähnten Teildisziplinen aufspaltete. Auch der zu Beginn starke interdisziplinäre Bezug flachte ab.

Aus der sprachwissenschaftlichen Perspektive stellte sich allmählich die **Variationslinguistik** als prominentester Zweig heraus, der insbesondere auf die Arbeiten von William Labov zurückgeht. Als Schüler des Dialektologen und Jiddisten Uriel Weinreich sah er die Variationslinguistik als Erweiterung der Dialektologie an – nur, dass die Variation eben nicht ausschließlich mit Bezug auf den Ort untersucht werden sollte, sondern auch im Bezug auf soziale Faktoren. Er war es, der mit empirischen Untersuchungen beeindruckend aufzeigen konnte, wie systematisch die Variation im Sprachgebrauch (*parole*) ist, wenn man sie anhand von sozialen Faktoren analysiert. Zwei seiner bekanntesten Untersuchun-

gen werden wir im Laufe dieser Einheit kennenlernen, wenn wir uns die Variationslinguistik genauer ansehen.

4.3 Variationslinguistik

4.3.1 Grundannahmen

Die variationistische Soziolinguistik (kurz: **Variationslinguistik**, teilweise auch *Varietätenlinguistik*) untersucht sprachliche Variation als **Index** für soziale Faktoren. Sie ist nach dem Vorbild Labovs **dialektologisch** und **sozialwissenschaftlich-quantitativ** ausgerichtet. Vereinfacht gesagt sucht sie nach **Korrelationen** zwischen linguistischen Merkmalen und demographischen Gruppen.

Das variationslinguistische Paradigma hat die Soziolinguistik lange Zeit dominiert, und auch heute wird die Soziolinguistik teils mit der Variationslinguistik gleichgesetzt. Für den Erfolg und die positive Wahrnehmung (aus Sicht der Sprachwissenschaft) gibt es eine Handvoll Gründe: Die strikt **empirische** Ausrichtung der Variationslinguistik entspricht dem Wissenschaftsverständnis der Sprachwissenschaft, was die Disziplin „wissenschaftlicher“ wirken lässt als rein qualitative Disziplinen. Im Gegensatz zu anderen Sparten der Soziolinguistik ist die Variationslinguistik auch durchaus interessiert an Abstraktion und Regelmäßigkeit, wenn auch mit einem deutlich feineren Raster als andere Teile der Sprachwissenschaft. Nicht zuletzt genießt die Variationslinguistik hohes Ansehen durch ihr strikt **deskriptivistisches** Wissenschaftsverständnis: Unterschiedliche Varianten werden lediglich beschrieben, nicht aber bewertet.

Eine Kernannahme der Variationslinguistik ist, dass alle Sprachen und Varietäten gleichermaßen funktional sind. So sind beispielsweise Sozialekte gleichermaßen ausdrucksstark wie Nationalssprachen oder Dialekte, und unterliegen in gleichem Maße einer Art Regelwerk, wie das nachfolgende Beispiel¹ zeigt:

- (1) Standardenglisch
 - a. *He is nice.*
 - b. *He's nice.*
- (2) a. *I don't know who he is.*
b. **I don't know who he's.*
- (3) African American Vernacular English
 - a. *He is nice.*
 - b. *He nice.*

¹Der vorangestellte Asterisk zeigt in der Linguistik gewöhnlicherweise ungrammatische Formen an.

- (4) a. *I don't know who he is.*
 b. **I don't know who he.*

Diese Beispiele zeigen eines der prominentesten Merkmale des *African American Vernacular English* (AAVE), die Null-Kopula (*zero copula*), also das Auslassen der finiten Form des Verbs *sein*. Hier liegt allerdings keine ungrammatische Form des Englischen vor – denn es gibt klare Regeln, wann die Kopula ausgelassen werden darf (und wann nicht)! In der Tat stimmt diese Regel nahezu perfekt mit der Regel überein, wann im Standardenglischen eine Kontraktion (z.B. *he is* zu *he's*) erfolgen darf (Labov, 1969).

4.3.2 Sozial bedingter Sprachwandel

Diese Regelhaftigkeit in der diastratischen Variation motiviert auch eine soziologisch fundierte Theorie des **Sprachwandels**. Die zeitgenössische Linguistik hatte die Sprache als homogenes, statisches System untersucht, was keine zufriedenstellende Erklärung für den Sprachwandel zulässt. Einerseits muss davon ausgegangen werden, dass Sprache funktional und effektiv verwendet wird – eine erfolgreiche Kommunikation ist ja überhaupt erst möglich, wenn alle beteiligten Personen sich darauf verlassen können, dass alle auf das gleiche, funktionale Sprachsystem zurückgreifen. Demzufolge wäre jede Änderung, die einen Wandel herbeiführen könnte, ein Störfaktor, der einer erfolgreichen Kommunikation im Wege steht. Dennoch ist es offensichtlich, dass sich Sprache permanent wandelt. Wie lässt sich dieses scheinbare Paradoxon also erklären?

Der variationistische Erklärungsansatz hierfür ist, dass Sprache nicht homogen ist, sondern **strukturiert heterogen**. Diese Variation ist untrennbar mit sozialen Faktoren verbunden und eine notwendige Voraussetzung für den Sprachwandel. Sprache, Sprachwandel und Sprachgebrauch müssen also zwangsläufig in Bezug auf deren soziale Bedingtheit erklärt werden. Das obenstehende Beispiel illustriert schön, was damit gemeint ist: Es gibt eine systematische Variation eines Merkmals (Kontraktion/Tilgung der Kopula), die sich durch einen sozialen Faktor (in diesem Fall: ethnische Zugehörigkeit) erklären lässt. So mit koexistieren zwei Varianten in verschiedenen Bevölkerungsgruppen einer Sprache, wodurch erst die theoretische Möglichkeit gegeben ist, dass eine Variante die andere irgendwann komplett ablöst.

4.3.3 Mobilität und Großstädte

Wie bereits erwähnt, versteht sich die Variationslinguistik als Erweiterung der Dialektologie, die mit ähnlichen Methoden und Grundannahmen sprachliche Variation untersucht. Im Gegensatz zur Dialektologie werden soziale Faktoren allerdings bewusst miteinbezogen: Während die (traditionelle) Dialektologie darin nur potenzielle Störfaktoren sah, geht

die Variationslinguistik davon aus, dass gerade auch diese Faktoren Teile der sprachlichen Variation erklären können.

Dementsprechend erweitert die Variationslinguistik auch das Raster für Gewährspersonen, von denen Daten erhoben werden. Insbesondere bedeutet das, dass alle Altersgruppen miteinbezogen werden, sowie dass auch bewusst Daten in Großstädten erhoben werden. In Bezug auf beide Dimensionen zeigen wiederum die Arbeiten von Labov erste Evidenz darüber, wie systematisch sprachliche Variation anhand sozialer Faktoren erklärt werden kann.

Hierzu werfen wir einen genaueren Blick auf die Studie in *Martha's Vineyard*, die von Labov ursprünglich im Rahmen seiner Masterarbeit im Jahre 1962 verfasst wurde und dann schließlich in Labov (1972a) publiziert wurde. Martha's Vineyard ist eine kleine Insel vor der Südküste von Massachusetts, auf der damals ca. 6000 Personen lebten. Martha's Vineyard war ein beliebtes Sommerdomizil begüteter US-Bürger:innen, wodurch die Insel Gentrifizierungsprozessen ausgesetzt war, die mit erhöhtem Maße an Mobilität zunehmend stärker wurden. Immer mehr Häuser wurden als Sommerhäuser gekauft, was die Wohnpreise auf der Insel in die Höhe trieb und die ohnehin schon prekäre wirtschaftliche Situation weiter zuspitzte.

Aus linguistischer Sicht interessant war ein typisches Merkmal für den Dialekt der Insel: Die Diphthonge /ai/ und /au/ wurden zentralisiert als [iə] und [uə] oder sogar [əi] und [əu] gesprochen. So wurden zum Beispiel die Wörter *right* und *house* als [r̩ait ~ r̩əit] respektive [həʊs ~ həʊs] gesprochen. Diese Aussprache galt allerdings als traditionelle Dialektaussprache, die sich im Verschwinden befand.

In seinen erhobenen Daten stellt Labov allerdings fest, dass das Gegenteil der Fall ist: Insbesondere bei Sprecher:innen **mittleren Alters** (31-45 J.) ist diese Aussprache sehr frequent. Eine noch deutlich stärkere Korrelation findet Labov allerdings mit der **Verbindenheit** der Sprecher:innen zur Insel: Solche, die sich stark mit der Insel identifizierten, nutzten bewusst die Dialektvariante, um sich als *local* zu präsentieren. Insbesondere dadurch, dass sich die wirtschaftliche Situation der Insel durch erhöhten Tourismus verschlechterte, stand die Nutzung des Dialektmerkmals auch symbolisch für die Forderung nach Rechten und Privilegien der Inselbewohner:innen – so erklärt Labov auch, dass insbesondere Sprecher:innen mittleren Alters diese Variante nutzten. Diese Generation sah sich einem deutlich höheren wirtschaftlichen Druck ausgesetzt als die älteren Generationen, wodurch sie ein verstärktes Bedürfnis hatten, sich symbolisch mit der Insel zu identifizieren.

Labov zeigt mit dieser Untersuchung also sowohl, dass es systematische Variation anhand des Alters gibt, als auch, dass Faktoren darüber hinaus eine große Rolle spielen können. Auch die Variation innerhalb von Städten lässt sich systematisieren, wie Labov am Beispiel der Metropole New York City zeigt (eine Studie diesbezüglich sehen wir uns

später an). Während die Dialektologie Städte stets als sprachlichen Schmelziegel ohne „authentischen“ Dialekt angesehen und daher gemieden hatte, gründet sich aus der Labovschen Variationslinguistik heraus die **Stadtsprachenforschung** (*urban dialectology*), die die sprachliche Variation in Städten systematisch untersucht. Trotz des teilweise enormen Ausmaßes an Variation argumentiert Labov, dass sich Sprecher:innen in Städten immer noch als eine *speech community* zusammenfassen lassen, die sich an den selben sozialen und kulturellen Normen orientiere.

4.3.4 Strukturierte Variabilität

Wir haben also schon einige Belege gefunden, dass Sprache strukturiert heterogen ist – ihr unterliegt eine **systematische Variabilität**. Diese Variabilität zeigt sich auf zwei Ebenen: Zum einen auf der Ebene der **Sprache** (nicht alle Sprecher:innen einer Sprache sprechen gleich; *interspeaker variation*), zum anderen auf der Ebene der **einzelnen Sprecher:innen** (die selbst auch nicht immer gleich sprechen; *intraspeaker variation*). Es gibt einige soziale Parameter, anhand derer der Sprachgebrauch variieren kann:

1. **Zeit** (sowohl tatsächliche Zeit, *real time*; als auch Alter als „gefühlte“ Zeit, *apparent time*)
2. **Raum** (Ort bzw. Region der Herkunft)
3. **Sozialstruktureller Hintergrund** (z.B. Schicht oder Ethnie)
4. **Geschlecht**
5. **Interaktionspartner** (und deren sozialer Hintergrund und Geschlecht)
6. **Situation** (in der gesprochen wird)
7. **Zweck** (zu dem gesprochen wird)
8. **Reflektiertheit** des Sprechers (über den eigenen Sprachgebrauch)

Parameter 1-4 sind hierbei der *interspeaker variation* zuzurechnen, Parameter 5-8 hingegen der *intraspeaker variation*. Die Variationslinguistik interessiert sich in erster Linie für *interspeaker variation*, weshalb Punkte 5-7 gewöhnlich keine Beachtung finden (und Punkt 8 zumeist auch nur als mögliche Störvariable, die kontrolliert werden muss).

Da der Sprachgebrauch (insbesondere zwischen verschiedenen Sprecher:innen) also anhand dieser sozialen Parameter variiert, kann er als **sozialer Index** angesehen werden. Das bedeutet, dass die Art und Weise, wie jemand spricht, etwas über die soziale Herkunft verrät. Darüber hinaus kann der Sprachgebrauch auch zum **sozialen Zeichen** werden, wo die Variation rein inhaltlich unerheblich ist (wie z.B. im Gebrauch der Dialektvariante auf

Martha's Vineyard). Die Untersuchung dieser Zusammenhänge ist zentrales Forschungsobjekt der Variationslinguistik.

4.3.5 Datenerhebung

Um solche Zusammenhänge zu finden, werden zunächst einmal möglichst große Mengen an möglichst authentischen Daten benötigt. Authentisch meint hier, dass man spontane Sprache (*casual speech*) erfassen möchte – bewusste Sprache (*careful speech*) hingegen orientiert sich stärker an gewissen Normen und Standards und wird daher als weniger authentisch wahrgenommen. Das führt allerdings zu einer methodischen Herausforderung: Die Situation, dass Sprecher:innen beobachtet werden, führt zwangsläufig zu bewussterer Sprache!

„To obtain the data most important for linguistic theory, we have to observe how people speak when they are not being observed.“ (Labov, 1972d)

Daraus ergibt sich das sogenannte **Beobachterparadoxon**:

„The aim of linguistic research in the community must be to find out how people talk when they are not being systematically observed; yet we can only obtain this data by systematic observation“ (Labov, 1972c)

Lies die Abschnitte 5.2.3-5 in Spitzmüller (2022, S. 135-137) zur Erhebung soziolinguistischer Forschungsdaten und arbeite die Kernkonzepte heraus. Wie wird mit dem Beobachterparadoxon umgegangen? Inwiefern unterscheidet sich die Datenerhebung zur klassischen Dialektologie?

4.3.6 Datenauswertung

Wie schon mehrmals angedeutet, fußt die Variationslinguistik auf dem **Korrelationsprinzip** – es geht darum, zu zeigen, dass gewisse linguistische Varianten systematisch mit sozialen Eigenschaften zusammenhängen, also korrelieren. Im weiteren Sinne bezeichnet Korrelation den Zusammenhang zweier Variablen.

Variablen sind prinzipiell veränderbare Faktoren einer Untersuchung. Gewöhnlicherweise wird hierbei zwischen drei Arten von Variablen unterschieden:

- **unabhängige Variable:** Sie wird im Experiment bewusst verändert, um mögliche Auswirkungen auf andere Variablen zu untersuchen.

- **abhängige Variable:** Sie wird gemessen, um festzustellen, ob sie sich durch die Änderung der unabhängigen Variable ändert.
- **Störvariablen:** Variablen, die einen Effekt auf die abhängige Variable haben können, den man „herausrechnen“ (*kontrollieren*) möchte.

Durch die Korrelation von Variablen sollen **kausale Zusammenhänge** ergründet werden. Allerdings ist hier ein extrem wichtiger, statistischer Grundsatz zu beachten: **Korrelation impliziert keine Kausalität!**

Die Korrelation ist eine deutlich schwächere Beziehung als die Kausalität. Sie beschreibt lediglich, dass zwei Variablen (über den Zufall hinaus) häufig miteinander auftreten. Daraus ergibt sich auch, dass Korrelation zwangsläufig *bilateral* ist: Wenn X mit Y korreliert, korreliert entsprechend auch Y mit X.

Die Korrelation alleine begründet noch keinen kausalen Zusammenhang. Der Beweis für einen solchen muss darüber hinaus erbracht werden. Nehmen wir als Beispiel die folgende Beobachtung: *Wenn die Sonne scheint, trinken die Menschen mehr Bier.* Der Bierkonsum korreliert also mit dem Sonnenschein (und andersherum korreliert auch der Sonnenschein mit dem Bierkonsum). Die Kausalität – wenn es denn eine gibt – kann allerdings nur in eine Richtung erfolgen: Die Menschen trinken mehr Bier, *weil* die Sonne scheint. Andersherum funktioniert das nicht: Die Sonne wird nicht anfangen zu scheinen, weil viele Leute Bier trinken. Kausalität ist also zwangsläufig eine *unilaterale*, also eine einseitige Beziehung.

Besonders relevant ist diese Unterscheidung, wenn die kausalen Zusammenhänge komplexer werden. Fügen wir unserem simplen Beispiel also noch eine dritte Variable hinzu: Wenn die Sonne scheint, bekommen die Menschen auch mehr Sonnenbrände. Der kausale Zusammenhang liegt hier auf der Hand. Da aber sowohl der Sonnenbrand, als auch der Bierkonsum kausal vom Sonnenschein abhängt, korrelieren auch Bierkonsum und Sonnenbrand miteinander! Hier wäre es fatal, einen direkten kausalen Zusammenhang hinter der Korrelation zu vermuten: Weder bekommt man einen Sonnenbrand, weil man Bier trinkt, noch trinkt man Bier, weil man einen Sonnenbrand bekommt.

Dieses Beispiel ist bewusst so gewählt, dass die kausalen Zusammenhänge auf der Hand liegen, um den Unterschied zwischen Korrelation und Kausalität zu verdeutlichen. Allerdings sind diese kausalen Zusammenhänge in der „echten Welt“ meistens nicht so klar. Korrelationen lassen sich leicht finden, allerdings muss man gründlich hinterfragen, ob es tatsächlich auch einen direkten kausalen Zusammenhang gibt (der ja oft auch suggeriert wird).

Für die Variationslinguistik bedeutet das auch, dass zunächst einmal unwertend festgestellt wird, ob Korrelationen vorliegen oder nicht. Die Analysen sind hierbei typischerweise so strukturiert, dass die **sozialen Variablen** als unabhängige Variablen kodiert werden, während die **soziolinguistischen** (sprachlichen) Variablen als abhängige Variablen ge-

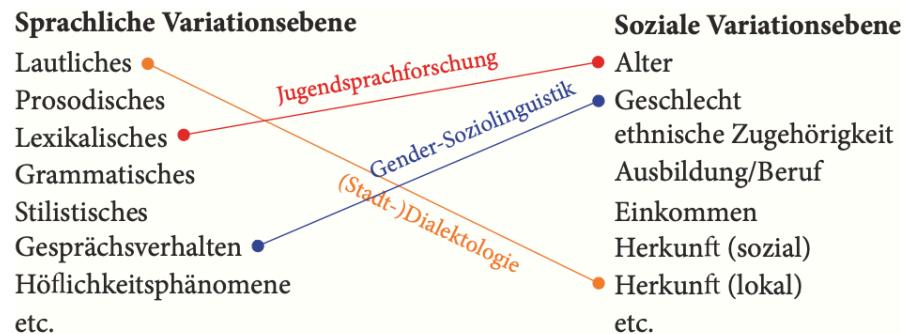


Abbildung 4.1: Beispielhafte Beziehungen zwischen soziolinguistischen und sozialen Variablen (Spitzmüller, 2022, 133).

messen werden. Auch dieses Modell impliziert keine Kausalität oder Direktionalität, es spiegelt lediglich wider, dass die Variationslinguistik an sprachlichen Merkmalen interessiert ist. Mögliche kausale Zusammenhänge wiederum müssen über die reine Korrelation hinaus untersucht und begründet werden.

Korrelationen lassen sich durch statistische Verfahren belegen. Hierzu benötigt man also (möglichst viele) Daten zum untersuchten Phänomen, der angesprochenen soziolinguistischen Variable. Gewährspersonen sollten sich auch möglichst nur anhand der zu untersuchenden sozialen Variable (Alter, Geschlecht, Herkunft, ...) unterscheiden, während andere soziale Faktoren konstant gehalten werden sollten, da sie sonst als potenzielle Störfaktoren die Ergebnisse verfälschen könnten. Im einfachsten Fall untersucht man also immer nur die Korrelation zwischen *einer* sozialen und *einer* soziolinguistischen Variable, da eine solche Korrelation die stärkste Aussagekraft hat (siehe Abb. 4.1).² Dementsprechend gelten Befunde als gesichert, sofern eine signifikante Korrelation vorliegt, bei der alle Störvariablen ausreichend kontrolliert wurden. **Signifikant** heißt in diesem Kontext, dass die Wahrscheinlichkeit, dass die untersuchten Daten unabhängig voneinander zufällig generiert sein könnten, verschwindend gering ist. Signifikanz wird normalerweise mit einem *p*-Wert zwischen 0 und 1 angegeben, wobei geringere *p*-Werte eine signifikantere Korrelation anzeigen.³

4.3.7 Fallstudien

(r) in New Yorker Kaufhäusern

Widmen wir uns einer weiteren bekannten Studie von William Labov, die die umrissenen Methoden und Prinzipien der Variationslinguistik gut illustriert. Diese Studie wurde als Teil seines Dissertationsprojektes im Jahre 1966 verfasst und in einer überarbeiteten Fassung

²Komplexere statistische Verfahren (*multivariate Verfahren*) können auch das Zusammenspiel mehrerer Variablen untersuchen, allerdings ist die Interpretation dieser Ergebnisse komplizierter.

³Häufig wird 0.05 als Schwellwert für Signifikanz angegeben, dieser Wert ist allerdings relativ willkürlich (McElreath, 2015).

(Labov, 1972b) publiziert, aus der gewöhnlich zitiert wird.

Diese Studie stellt eine der ersten (wenn nicht sogar *die* erste) Untersuchungen dar, die zeigt, wie systematisch Sprache auch innerhalb einer Großstadt variiert. Die untersuchte soziolinguistische Variable wird als (r) denotiert und zeigt an, ob das postvokalische /r/ artikuliert wird oder nicht. Die soziale Variable hierbei ist die soziale Schicht. Labov vermutet, dass Sprecher:innen höherer sozialen Klassen das /r/ eher sprechen werden, während Sprecher:innen niedrigerer Klassen es eher weglassen:

„If any two subgroups of New York City speakers are ranked in a scale of social stratification, then they will be ranked in the same order by their differential use of (r).“ (Labov, 1972b, 2)

Um diese Hypothese zu prüfen, erhebt er versteckt Daten in drei verschiedenen New Yorker Kaufhäusern, die mit verschiedenen sozialen Schichten assoziiert sind (hier in absteigender Ordnung nach sozialem Prestige dargestellt):

1. *Saks Fifth Avenue* (upper middle class)
2. *Macy's* (lower middle class)
3. *S. Klein* (working class)

Er stellte dort sämtlichen Bediensteten eine Frage, bei der er wusste, dass die Antwort *fourth floor* sein würde (z.B. „Excuse me, where are the women's shoes?“, oder wenn er sich schon im vierten Stock befand: „Which floor is this?“). Er gab dann zunächst vor, die Antwort nicht verstanden zu haben („Excuse me?“), um eine Wiederholung der Antwort zu erzwingen. Das tat er, um eine zweite Hypothese zu testen: Bei der zweiten Antwort sprachen die Leute *bewusster*, während die erste Antwort *spontan* erfolgte. Labov vermutete, dass die bewusste Antwort sich sprachlich eher an der Standard- bzw. Prestigevarietät orientiere (die das /r/ artikuliert).

Mit dieser kurzen Art der Befragung erhielt Labov von jeder Person vier Vorkommen der Variable (r) – jeweils einmal unreflektiert (*casual*) und einmal bewusst (*careful*), vor Konsonant (*fourth*) und am Wortende (*floor*). Er befragte insgesamt 264 Personen, die alle jeweils zwei Mal *fourth floor* sagten. Labov machte sich versteckt Notizen zur Realisierung des (r), sowie zur befragten Person selbst (geschätztes Alter, ethnische Zuordnung, Geschlecht, Akzent).

Die **zentrale Hypothese** bestätigt sich tatsächlich, wie Abb. 4.2a zeigt: Das /r/ wird in Kaufhäusern höherer Schichten deutlicher artikuliert. Es gibt eine deutliche Korrelation zwischen der postulierten sozialen Hierarchie und der Frequenz des (r). Auch die zweite Hypothese bestätigt sich: Im zweiten Satz, also beim bewussten Sprechen, wird das /r/

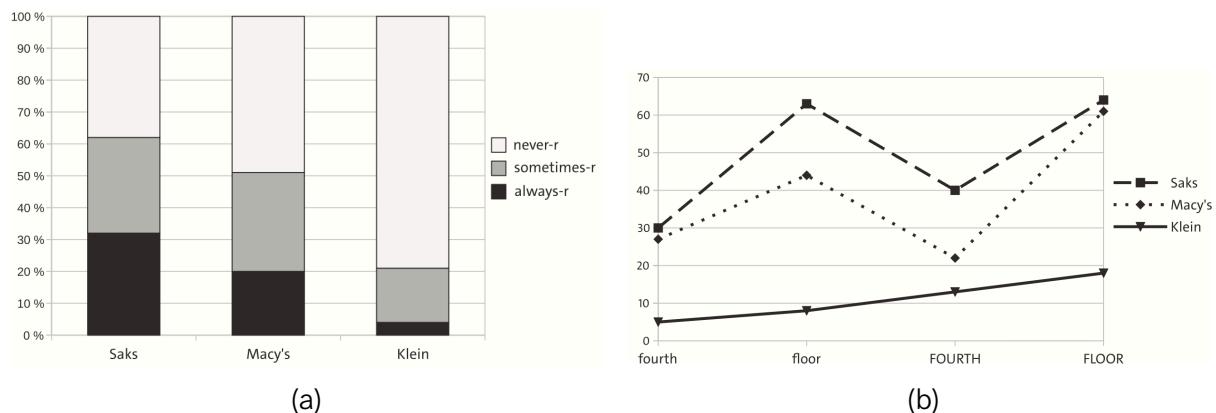


Abbildung 4.2: Verteilung der Variable (r) nach Kaufhäusern (a) und Wort (b) – die großgeschriebenen Wörter stehen für die bewusste Aussprache (Spitzmüller, 2022, 147, nach Labov, 1972b, 52).

häufiger gesprochen als im ersten Satz (Abb. 4.2b). Der größte Unterschied hierbei findet sich im *Macy's*, also dem Kaufhaus der unteren Mittelschicht. Das begründet Labov damit, dass sich die Artikulation des /r/ als neue Prestigevariante langsam von den oberen in die unteren Schichten durchsetzt.

Labov prüft auch den Einfluss möglicher Störfaktoren gründlich. Er findet keinen Einfluss in der Ethnizität, der professionellen Rolle, oder dem Geschlecht: So zeigt ein Subsample, das nur aus weißen Verkäuferinnen bestand, die gleichen Tendenzen wie die gesamte Gruppe. Einen deutlichen Einfluss entdeckt er jedoch beim Alter: Während jüngere Sprecher:innen der obereren Mittelschicht das /r/ zunehmend realisieren, findet sich diese Variante in der unteren Mittelschicht vor allem bei Sprecher:innen mittleren Alters wieder. Wiederum vermutet Labov den Grund dafür darin, dass die Artikulation des /r/ als Prestigevariante angesehen wird, an der sich die niedrigeren Schichten orientieren. Konkret kommen vor Allem Sprecher:innen mittleren Alters der unteren Mittelschicht mit jüngeren Sprecher:innen der oberen Mittelschicht in Kontakt und orientieren sich an deren Sprache. Daraus schließt Labov, dass das artikulierte /r/ im Begriff ist, sich von den oberen in die unteren Schichten auszubreiten – eine These, die tatsächlich Bestand haben sollte, wie jüngere Replikationsstudien zeigen.

Labov gelingt hier also eindrucksvoll der Nachweis von **systematischer Variation** in drei Bereichen:

- **Soziale Schicht:** Je höher die soziale Position, desto artikulierter das /r/.
- **Situation:** Je reflektierter das Sprechen, desto artikulierter das /r/.
- **Zeit:** Zunehmende Artikulation des /r/ als Sprachwandelphänomen „von oben“.

Stimmst du mit allen Schlüssen überein, die Labov zieht? Könnte es eventuell andere Erklärungen für beobachtete Phänomene geben?

Foxy Boston

In seiner Kaufhausstudie argumentiert Labov, dass in der zweiten Äußerung das /r/ häufiger artikuliert werde, da sich Menschen beim bewussten Sprechen eher der Prestigevielfalt anpassen. Eine andere mögliche Erklärung ist hingegen, dass sich die Sprecher:innen hier an Labov anpassen – und das /r/ sprechen, weil sie von ihm erwarten, dass er eine rhotische Variante sprechen würde.

Dieser Anpassungsprozess wird **Akkommodation** genannt und soll in der zweiten gewählten Fallstudie verdeutlicht werden. Die vorliegende Studie (Rickford & McNair-Knox, 1994) entstand als Teilstudie einer größeren variationslinguistischen Erhebung des Sprachgebrauchs einer multiethnischen Gruppe in East Palo Alto in Kalifornien, in der verschiedene Sprecher:innen über mehrere Jahre hinweg zyklisch mit einem klassischen **soziolinguistischen Interview** befragt wurden.

Die Teilstudie von Rickford und McNair-Knox (1994) befasst sich allerdings nur mit einer Sprecherin, die das Pseudonym **Foxy Boston** gegeben wird. Foxy wird im Alter von 18 Jahren zwei Mal interviewt, einmal im Jahr 1990, das zweite Mal in 1991. Bemerkenswert hierbei ist, dass die Interviews sich stark unterscheiden, obwohl die Rahmenbedingungen (Ort, Art des Gesprächs, ...) nahezu identisch sind.

Das erste Interview wird von Faye McNair-Knox, einer der Autor:innen der Studie, selbst geführt. McNair-Knox ist eine (zu diesem Zeitpunkt) 41-jährige afroamerikanische Forscherin und Dozentin an der Stanford-Universität. In ihrem Interview ist zudem auch ihre 16-jährige Tochter anwesend, die aus East Palo Alto stammt und für Foxy entsprechend einen peer, also eine Alters- und Statusgenossin, darstellt. Das zweite Interview hingegen wird von Beth (ebenfalls ein Pseudonym) geführt, einer 25-jährigen euroamerikanischen Stanford-Doktorandin, die Foxy unbekannt war. Während die „technischen“ Rahmenbedingungen der beiden Interviews also nahezu identisch sind, gibt es große Unterschiede zwischen den **Interviewerinnen**: Bezuglich des Alters, der Bekanntheit mit der Interviewten, des ethnischen Hintergrunds und der Anwesenheit eines peers.

Untersuchungsgegenstand der Studie sind typische Merkmale des AAVE (*African American Vernacular English*):

- **Nullkopula:** *You crazy* für *You are crazy*
- **Unflektiertes be:** *He be working tomorrow* für *He is working tomorrow*
- **Nichtrealisierung des Pluralsuffixes -s:** *they our friend* für *they are our friends*
- **Nichtrealisierung des Genitivsuffixes -s:** *the teacher clerk* für *the teacher's clerk*
- **Nichtrealisierung des Pluralsuffixes -s:** *it seem like* für *it seems like*

Variable	1. Interview (1990, afroamerikanische Interviewerin)	2. Interview (1991, euroamerikanische Interviewerin)
Abwesenheit Genitiv-s	67 % (6/9)	50 % (5/10)
Abwesenheit Plural-s	1 % (4/282)	0 % (0/230)
Abwesenheit Flexions-s	73 % (83/114)	36 % (45/124)*
Nullkopula	70 % (197/283)	40 % (70/176)
Unflektiertes <i>be</i>	385 (= 241/h)	97 (= 78/h)

Tabelle 4.1: Gebrauch von AAVE-Merkmalen in den beiden Interviews. Asteriske (*) zeigen einen statistisch signifikanten Unterschied im Gebrauch des entsprechenden Merkmals an (Spitzmüller, 2022, 151).

All diese typischen AAVE-Merkmale gelten als charakteristisch für spontanes Sprechen, also *casual speech*. Aufgrund der vergleichbaren Rahmenbedingungen gibt es also keinen Grund dafür anzunehmen, dass Foxy in einem der beiden Interviews bewusster spräche als in dem anderen. Dennoch zeigen sich **signifikante Unterschiede** zwischen den beiden Interviews: Zum einen weist das erste Interview eine deutlich **höhere Interaktionsaktivität** auf, ist also deutlich länger und textreicher. Zum anderen ist tatsächlich zu beobachten, dass die o.g. AAVE-Merkmale im ersten Interview deutlich **häufiger realisiert** werden, wie Tab. 4.1 zeigt.

Diese Datenlage lässt nur einen Schluss zu, den auch statistische Analysen belegen: Die Variation in Foxys Sprachgebrauch hängt in erster Linie von der Person der Interviewerin(nen) ab! Mit der afroamerikanischen Interviewerin und deren Tochter verwendet sie deutlich häufiger AAVE-Varianten, während sie sich gegenüber der euroamerikanischen Interviewerin eher an der Standardsprache orientiert. Es findet also zweifelsohne eine **Akkommodation** der Sprache statt.

Foxy nähert sich in diesem Fall ihren Interviewerinnen an, womöglich um Nähe oder Kooperationsbereitschaft zu signalisieren. Diese Form der Akkommodation wird **Konvergenz** (*convergence*) genannt. Dieses Prinzip funktioniert aber auch in die andere Richtung: Sprecher:innen können sich sprachlich auch von ihrem Gegenüber entfernen, um Distanz auszudrücken – dieses Phänomen wird als **Divergenz** (*divergence*) beschrieben.

Sprachlicher Stil wird also – bewusst oder unbewusst – als Mittel zur sozialen Ausrichtung verwendet. Es folgt ein Beispiel, das dieses Prinzip verdeutlicht (und auch, wie diese Ausrichtung teilweise fehlschlagen kann). Es geht um einen afroamerikanischen Doktoranden, der bei einer ebenfalls afroamerikanischen Hausfrau eine Befragung durchführen soll. Er klingelt an der Haustür, wo ihm der Ehemann der Informandin öffnen, und sich folgender Dialog ergibt:

Ehemann: (*öffnet die Tür, lächelt, tritt auf ihn zu*) So y're gonna check out ma ol lady, hah?

Interviewer: Ah, no I only came to get some information. They called from the office.

(*Der Ehemann lässt das Lächeln fallen, verschwindet ohne ein Lächeln und ruft seine Ehefrau*)

(Gumperz, 1982, 133)

Der Doktorand berichtete, dass das Interview daraufhin sehr steif und unbefriedigend verlief. Er wusste, dass er es „vermasselt“ hatte, die Botschaft hinter dem Sprachstil des Ehemanns zu erkennen. Dessen Gebrauch von AAVE in der Anrede drückte eine Anerkennung des Interviewers als Co-Mitglied einer sozialen Gruppe aus und konnte somit als Einladung zur Nähekommunikation verstanden werden. Indem der Interviewer auf Standardenglisch antwortete, schlug er diese Einladung aus – der Ehemann verstand den Sprachgebrauch also als bewusste Distanzierung von ihm und seiner sozialen Gruppe.

4.4 Interktionale Soziolinguistik

Die **interaktionale Soziolinguistik** untersucht qualitativ die soziale Praxis des Sprachgebrauchs in einzelnen Situationen. Sie kann als **Gegenentwurf** zur Variationslinguistik gewertet werden, da sie vor Allem an Kritikpunkten an dieser ansetzt. So wird die Einteilung in soziale Kategorien (z.B. „Klasse“, „Ethnie“, „Alter“ oder „Geschlecht“) als unangemessene Vereinfachung der Gesellschaft gesehen. Zudem analysiert die interktionale Soziolinguistik Sprache als **Teil der Gesellschaft**, nicht lediglich als Abbild derer. Nicht zuletzt setzt sich die interaktionale Soziolinguistik auch mit einem dynamischen, prozesualen Identitätsbegriff auseinander.

Die Kritikpunkte an der Variationslinguistik schlagen also alle in die gleiche, grobe Kerbe: Es werden hauptsächlich soziale und (sozio-)linguistische Variablen miteinander korreliert. Dabei wird zum einen von relativ statischen und einheitlichen sozialen Gruppen ausgängen (und dass diese Annahme irreführend sein kann, zeigt schon die Foxy-Boston-Studie). Zum anderen können diese quantitativen Untersuchungen zwar sozialbedingte Sprachvariation **beschreiben**, allerdings noch lange nicht **erklären**. Ein Überblick über die grundlegenden Unterschiede zwischen der quantitativen Variationslinguistik und der qualitativen interaktionalen Soziolinguistik findet sich in Tab. 4.2.

Die interaktionale Soziolinguistik ist eine breit gefächerte Sparte mit wenig einheitlicher Methodik. Dennoch lassen sich einige grundsätzliche Annahmen und Perspektiven wie folgt zusammenfassen:

- **Handlungstheoretische Perspektive:** Sprachliche Variation als Praxis, durch die Gesellschaft aktiv gestaltet wird.
- **Sozialkonstruktivistische Perspektive:** Soziale Positionen werden in einer konkreten Situation durch sprachliche Variation in Szene gesetzt.

	Quantitativ	Qualitativ
Ziel	Generalisierung	Spezifizierung
Im Blickpunkt ist	das Typische	das Besondere
„Gute“ Daten sind	vergleichbar	reichhaltig
Blick auf die Daten	aus der Vogelperspektive (<i>top down</i>)	aus der Froschperspektive (<i>bottom up</i>)
Festlegung von Kategorien	vor der Analyse	aus der Analyse heraus
Festlegung von Forschungsfragen	vor der Analyse	aus der Analyse heraus
Subjektivität der Forschenden ist	zu vermeiden	unvermeidbar, aber offen zu legen und zu analysieren

Tabelle 4.2: Grundsätzliche Unterschiede zwischen der quantitativen Variationslinguistik und der qualitativen interaktionalen Soziolinguistik (Spitzmüller, 2022, 185).

- **Qualitative Mikroperspektive:** Detaillierte Analyse einzelner, konkreter Interaktionen.
- **Interpretative Perspektive:** Wie handeln Interaktionsakteure gemeinsam Sinn und Kontext aus?
- **Ethnomethodologisch-ethnographische Perspektive:** Sprachliches Handeln kann nur auf Grundlage des gemeinsamen kommunikativen Wissens gedeutet und erklärt werden.
- **Fokus auf Indexikalität:** Interpretation muss die Wertung gewisser Varianten mit einbeziehen.
- **Fokus auf Stil und Stilbildung:** Jede sprachliche Handlung ist sozial markiert, keine Variante ist prinzipiell unbedeutend oder neutral.

In Anbetracht dieser Leitperspektiven versucht die interktionale Soziolinguistik also, den Sinn und den Kontext von konkreten Interaktionen zu ergründen. Diese zentrale Methode wird **Interaktionsanalyse** genannt. Hierbei soll die Praxis sprachlicher Variation im Bezug auf möglichst reichhaltigen Kontext nachvollzogen werden.

Sehen wir uns ein Beispiel einer solchen Interaktion an, deren spezifischer Sprachgebrauch nur mit ausreichend Kontext verstanden werden kann. Für den Moment sei nur gesagt, dass hier zwei Sprachen verwendet werden: Abar (unterstrichen) und Buu (nicht unterstrichen).

Kulani:	<u>Pa Jo! iyə! aboh koh daŋ koh oti corner mohngən noh</u> „Pa Jo! Wie geht es dir? Du möchtest neben mir sitzen, oder?“
	<u>mboh koh mbaŋ Pa Jo but ŋgaŋ</u> „Ich will Pa Jo grüßen, aber er will nichts davon wissen.“
Pa Joshua:	nobi ye „Ich höre dir zu.“
Kulani:	<u>notefiə ŋwo, iloŋ yiə</u> „Wenn du zuhören willst, wirst du es tun, das ist dein Problem.“
(zu ein paar Jungs)	ke be m-kpoko biə bə du lebin tu ke ta bebi noh „Wenn es noch mehr Stühle gibt, bringt sie her.“
(zu einem herum-glückenden Huhn)	dzahə wantou noh... „Du auch, geh nach da...“

(Ojong Diba, 2020, 24-25)

Zu beobachten ist, dass Pa Joshua von Kulani auf Abar angesprochen wird, aber auf Buu antwortet. Kulani hingegen benutzt Buu, um mit anderen Personen (und einem Huhn) zu sprechen. Die Sprachkompetenz beider Akteure ist nicht der Grund für den Gebrauch der zwei verschiedenen Sprachen: Sowohl Pa Joshua als auch Kulani sprechen Abar und Buu.

Wir benötigen also mehr Kontext, um diese Interaktion zu verstehen. Sie findet im Dorf Buu statt, dementsprechend sprechen und verstehen alle Teilnehmenden Buu. Kulani ist in Abar aufgewachsen, sein Vater stammt allerdings – genau wie Pa Joshua – aus Buu. Aufgrund dieser familiären Verbindung und der Tatsache, dass Pa Joshua deutlich älter als Kulani ist, wird von letzterem erwartet, dass er sich sprachlich anpasst und Buu mit Pa Joshua spricht.

Dass Kulani dennoch Abar verwendet, hat einen bestimmten Grund: Er ist sauer auf Pa Joshua. Allen anderen anwesenden Personen passt er sich in seiner Sprachwahl an⁴ – nur Pa Joshua nicht, um seinem Ärger ihm gegenüber deutlich Ausdruck zu verleihen. Gemäß der üblichen kulturellen Praxis verhält sich Kulani sogar dem Huhn gegenüber höflicher als zu Pa Joshua!

Der konkrete Gebrauch verschiedener Sprachen in multilingualen Communities ist eines der großen Themen interaktional-soziolinguistischer Forschung. Die Forschung unterscheidet hierbei zwischen verschiedenen Arten des „gemischten“ Gebrauchs. **Code-Switching** bezeichnet den abrupten Wechsel von einer Varietät in die andere mit klar erkennbarem Übergang, während **Code-Mixing** die nahtlose Vermischung verschiedener Varietäten bezeichnet. Das o.g. Beispiel bildet Code-Switching in seiner Reinform ab – Kulani wechselt in seinen Aussagen zwischen Abar und Buu, ohne die Sprachen zu vermischen.

⁴Mehrere Sprachen zu beherrschen, ist in der Region die Norm; andere Anwesende hätten vermutlich Abar auch verstanden.

4.5 Kritische und metapragmatische Soziolinguistik

Jüngere Teildisziplinen der Soziolinguistik bilden die **kritische** und die **metapragmatische Soziolinguistik**. Sie ausführlich zu behandeln, würde den gegebenen Rahmen sprengen, daher werden sie hier nur sehr kurz angerissen.

Während die zwei Sparten verschiedene Forschungsfragen verfolgen, lassen sie sich grob zusammenfassen, da sie auf dem zentralen Kontext der **Indexikalität** beruhen (die auch schon für die interktionale Soziolinguistik ein wichtiger Aspekt ist). Indexikalität bezeichnet den Umstand, dass linguistische Varianten nicht wertfrei in einem Vakuum existieren, sondern automatisch mit gewissen sozialen Werten assoziiert werden. Manche sprachliche Merkmale werden zum Beispiel mit Dummheit assoziiert, andere beispielsweise mit Arroganz. Diese Assoziation ist gewöhnlich eine indirekte, weil die sprachliche Variante ja mit einer gewissen Gruppe Menschen assoziiert werden, der wiederum gewisse (Vor-)Urteile nachfolgen. Im Rahmen einer Interaktion wird also durch sprachliche Varianten ein Kontext konstruiert, der bestimmt, wie eine Aussage zu deuten ist. Dass diese Kontextualisierung auch fehlschlagen kann, haben wir im Beispiel mit dem afroamerikanischen Doktoranden beim Gespräch an der Haustür gesehen.

Während die kritische Soziolinguistik den Sprachgebrauch im Kontext von soziopolitischen Machtverhältnissen untersucht, beschäftigt sich die metapragmatische Soziolinguistik vor Allem mit Aspekten der Sprachreflexivität, also dem bewussten Gebrauch sprachlicher Varianten zur sozialen Positionierung.

4.6 Zusammenfassung

Die Soziolinguistik ist eine weit gefasste Disziplin, die mit verschiedenen Methoden und Ansätzen sprachliche Variation im Bezug auf die Gesellschaft untersucht. Die Variationslinguistik ist hierbei der prominenteste Forschungsstrang. Ihrer quantitativen, abstrahierenden Perspektive steht die interktionale Soziolinguistik gegenüber, die qualitativ einzelne Interaktionen analysiert. Jüngere Sparten untersuchen zum Beispiel Sprachpolitik oder soziale Assoziationen verschiedener Varietäten.

Eine Erkenntnis haben aber alle Sparten gemein: Soziale Faktoren interagieren maßgeblich mit Sprache und Sprachgebrauch. Die Soziolinguistik setzt sich zum Ziel, die genauen Mechanismen dahinter besser zu verstehen und zu erklären.

Übungsfragen

1. Können wir aus der Foxy-Boston-Studie den Effekt messen, den allein die Anwesenheit der 16-jährigen Tochter als peer auf die Interviewte hatte? Begründe.
2. Erkläre kurz den Unterschied zwischen *interspeaker variation* und *intraspeaker variation*. Überlege dir für beides jeweils ein beispielhaftes Experiment, das einen Aspekt der jeweiligen Variation untersuchen könnte.

Lade deine Lösungen bitte als PDF-Datei mit dem Namen 0123_03-soziolinguistik.pdf auf Stud-IP hoch, wobei du 0123 durch deine **Matrikelnummer** ersetzt.

Literaturverzeichnis

- de Saussure, F. (1916). *Cours de linguistique générale* [Course on general linguistics]. Lausanne: Payot.
- Gumperz, J. J. (1982). *Discourse strategies*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Labov, W. (1969). Contraction, deletion, and inherent variability of the English copula. *Language*, 45, 715-762.
- Labov, W. (1972a). The social motivation of a sound change. In *Sociolinguistic patterns* (S. 1-42). Philadelphia: University of Philadelphia Press.
- Labov, W. (1972b). The social stratification of (r) in New York City department stores. In *Sociolinguistic patterns* (S. 43-54). Philadelphia: University of Philadelphia Press.
- Labov, W. (1972c). *Sociolinguistic patterns*. Philadelphia: University of Philadelphia Press.
- Labov, W. (1972d). Some principles of linguistic methodology. *Language in Society*, 1, 97-120.
- McElreath, R. (2015). *Statistical rethinking: A Bayesian course with examples in R and STAN*. Chapman and Hall / CRC.
- Ojong Diba, R. A. (2020). Nuances in language use in multilingual settings: Code-switching or code regimentation in Lower Fungom? In P. Di Carlo & J. Good (Hrsg.), *African multilingualisms: Rural linguistic and cultural diversity* (S. 15-28). Lanham: Lexington Books.
- Rickford, J. R. & McNair-Knox, F. (1994). Addressee- and topic-influenced style shift. A quantitative sociolinguistic study. In D. Biber & E. Finegan (Hrsg.), *Sociolinguistic perspectives on register* (S. 235-276). Oxford/New York: Oxford University Press.
- Spitzmüller, J. (2022). *Soziolinguistik: Eine Einführung*. J. B. Metzler.

5 Historische Linguistik

5.1 Einführung

Bislang haben wir uns in diesem Kurs mit Methoden und Disziplinen befasst, die die Variation *innerhalb* einer Sprache erforschen. Im Folgenden zoomen wir etwas heraus und wenden unseren Blick auf die Variation *zwischen* unterschiedlichen Sprachen und den systematischen Vergleich dieser. Hier müssen wir bei der Herangehensweise den Spieß ein wenig umdrehen: Grundsätzlich gehen wir ja davon aus, dass sich verschiedene Sprachen voneinander unterscheiden. Für den Sprachvergleich sind also vor allem **Ähnlichkeiten** zwischen verschiedenen Sprachen relevant. Solche Ähnlichkeiten können grob gesagt vier verschiedene Gründe haben (List, 2010, 56):

1. Zufall
2. Natürlichkeit
3. Gemeinsamer Ursprung
4. Kontakt

Diese vier Faktoren lassen sich hierarchisch anordnen, wie Abb. 5.1 darstellt.

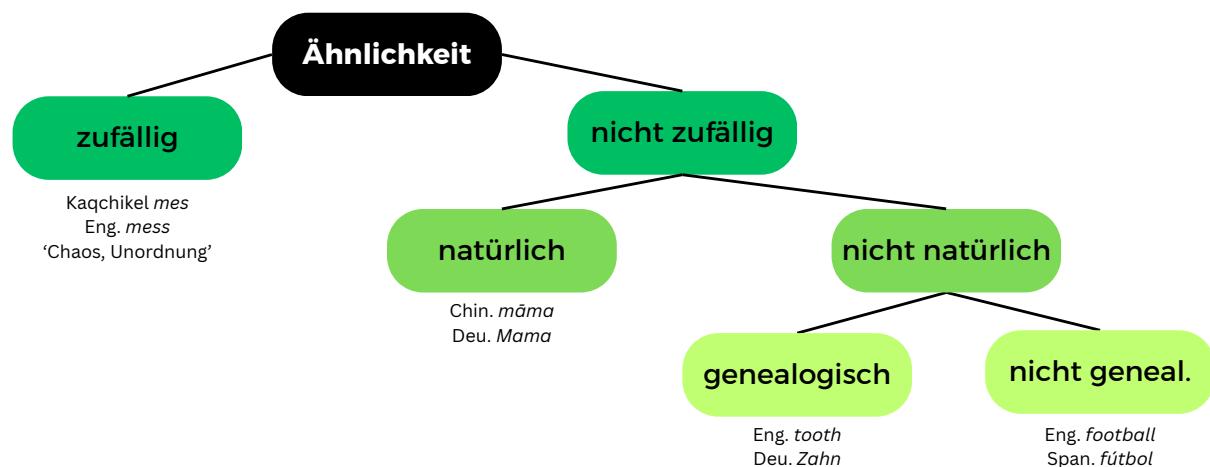


Abbildung 5.1: Vier Gründe für Ähnlichkeiten zwischen Sprachen (List, 2010).

Wenn man genug Wörter in genug Sprachen miteinander vergleicht, wird man unweigerlich irgendwann Wortpaare finden, deren Form und Bedeutung nahezu identisch sind. In der Mayasprache Kaqchikel findet sich das Wort *mes*, das phonetisch und semantisch dem Englischen *mess* „Chaos, Unordnung“ nahezu identisch ist. Da sich aber sonst keine systematischen Ähnlichkeiten zwischen diesen zwei Sprachen feststellen lassen, muss diese Ähnlichkeit dem Zufall zugeschrieben werden (Campbell, 2013, 111).

Die zweite Art der Ähnlichkeit sagt auch nichts über das Verhältnis der betreffenden Sprachen zueinander aus, sondern geht auf natürliche Gegebenheiten zurück, die Sprachen nahezu universell rezipieren. Nahezu alle Sprachen der Welt kennen eine Form wie *mama* als Kosename für die Mutter (und für Väter entsprechend *papa* oder *tata*). Das liegt daran, dass Silben wie *ma*, *pa* oder *ta* die ersten sind, die Babys brabbeln können – diese werden dann von Eltern überall auf der Welt wohlwollend als Anrede verstanden. Es handelt sich also um eine Universalie im Erstspracherwerb, die zu natürlichen Ähnlichkeiten zwischen sämtlichen Sprachen dieser Welt führt. Ähnliche Muster finden sich auch bei Tiere wie dem Kuckuck, dessen markanter Laut in vielen verschiedenen Sprachen zur Bezeichnung des Vogels selbst imitiert wurde.

Für die historische Linguistik besonders interessant sind jedoch solche Ähnlichkeiten, die weder zufällig, noch natürlich sind. Diese weisen nämlich auf eine direkte Beziehung zwischen Sprachen hin, entweder Sprachverwandtschaft oder Sprachkontakt. Das Deutsche *Zahn* und das Englische *tooth* sind beide aus dem Proto-Germanischen **tanþ* ererbt; das Spanische *fútbol* wiederum ist ein Lehnwort aus dem Englischen *football*. Eine der großen Herausforderungen der historischen Linguistik ist es also, diese beiden Prozesse voneinander zu unterscheiden, um die Geschichte der jeweiligen Sprachen nachvollziehen zu können.

Im Kern geht es der historischen Linguistik also darum, die **Herkunft** und **Vergangenheit** modernen Sprachen zu erforschen. Die Hauptziele hierbei sind die **Rekonstruktion** älterer Sprachstufen sowie die **Klassifikation** moderner Sprachen in Sprachfamilien. Die historische Linguistik beschäftigt sich *nicht* mit dem Ursprung der menschlichen Sprache oder mit der Geschichte der Sprachwissenschaft.

5.2 Sprachfamilien

Die Datenbank Glottolog (Hammarström, Forkel, Haspelmath & Bank, 2025) beschreibt derzeit 8.612 Sprachen, die auf der Welt gesprochen werden. Hiervon lassen sich die meisten in eine von verhältnismäßig wenigen Sprachfamilien einteilen: 184 Sprachen werden als Isolate verstanden (also als Sprachen ohne bekannte verwandte Sprachen), der gesamte Rest lässt sich in 246 Sprachfamilien einteilen. Die größte Sprachfamilie bilden hierbei die Atlantik-Kongo-Sprachen mit einer stattlichen Anzahl von 1.409.

Eine Verwandtschaft zwischen Sprachen, bzw. die Zugehörigkeit einer Sprache zu einer Sprachfamilie, lässt sich nach allgemeinem Vernehmen durch die erfolgreiche Rekonstruktion einer gemeinsamen Ursprache nachweisen (allerdings ist auch das nicht unumstritten, vgl. Nichols, 1996 für eine kritische Position). Hierbei soll nicht nur ergründet werden, dass Sprachen einer Familie angehören, sondern auch, wie sich eine solche Sprachfamilie entwickelt hat. Die interne Struktur einer Sprachfamilie wird meistens an-

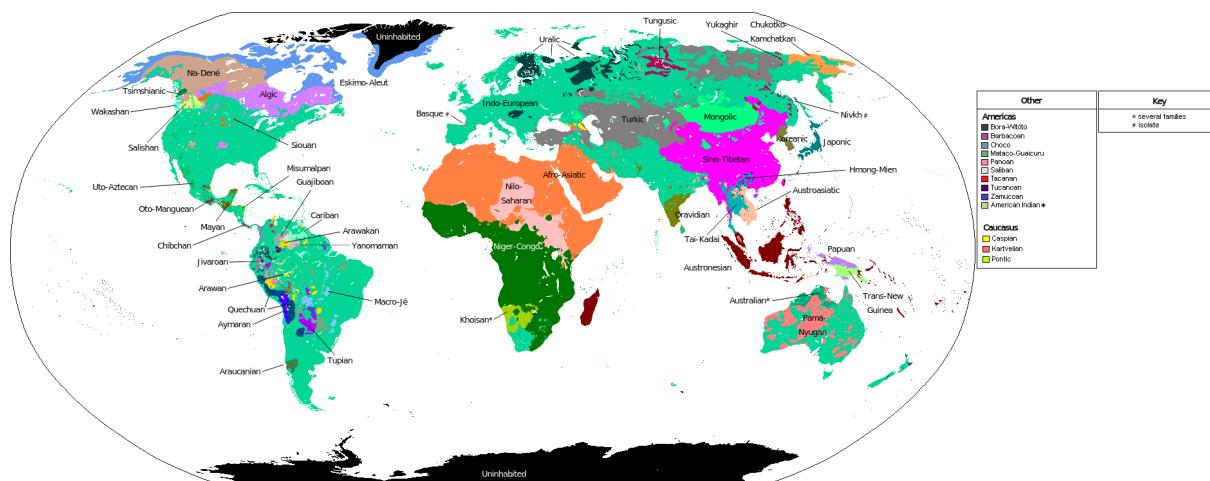


Abbildung 5.2: Übersicht über die Sprachfamilien dieser Welt. Bildquelle: Wikipedianutzer Alumnum.

hand eines Stammbaumes modelliert (Abb. 5.3), der anzeigt, wie sich die modernen Sprachen aus einer gemeinsamen Proto-Sprache entwickelt haben (eine kurze Diskussion des Stammbaummodells folgt in Abschnitt 5.4).

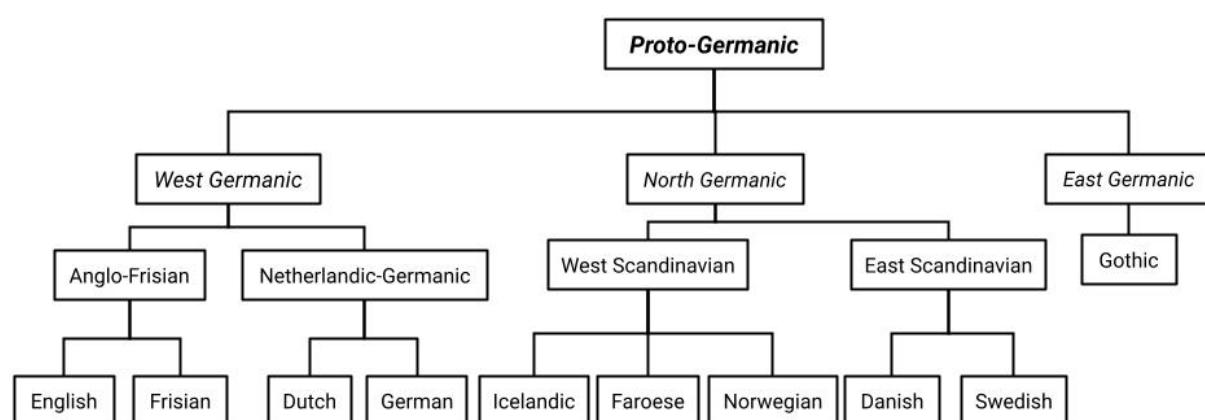


Abbildung 5.3: Stammbaum der germanischen Sprachen.

Entlang eines solchen Stammbaumes lässt sich auch die Entwicklung einzelner Wörter darstellen, die in etymologischen Wörterbüchern ausführlich zusammengetragen werden. Hier ein Beispiel für einen solchen Eintrag – beachte, wie die interne Struktur der germanischen Sprachen (Abb. 5.3) miteinbezogen wird:

***tanþ ~ *tunþ-** m./f. ‘tooth’ –Go. *tunþus** m. ‘id.’, ON *tønn*, pl. *teðr* f. ‘id.’, Far. *tonn*, pl. *tenn* f. ‘id.’, Elfd. *tann*, pl. *tenner* f. ‘id.’, OE *tōð* m. ‘id.’, E *tooth*, OFri. *tōth* m. ‘id.’, OS *tand* m. ‘id.’, MDu. *tan*, *tant* m. ‘id.’, Du. *tand* c. ‘id.’, OHG *zan*, *zant* m. ‘id.’, G *Zahn* m. ‘id.’ → **h₃dont-* (IE).

The ablaut of NWGm. **tanþ-* and EGm. **tunþ-* points to an original paradigm **tanþ*, gen. **tundiz* < **h₃d-ónt*, **h₃d-nt-és*, i.e. an archaic participle to the root

**h₃ed-* ‘to bite, be sharp’ [...]. Word-final **b* was deleted in PGm., as a result of which the nom. became **tan*, cf. OHG *zan*, pl. *zendī*. For an elaborate discussion, see cf. Schaffner 2001: 625–631. See also **tinda-* and **tuska-*.

(Kroonen, 2013, 509–510)

Die Kernaufgabe der historischen Linguistik stellt also die Rekonstruktion von Proto-Formen in Proto-Sprachen dar. Der Begriff **Proto-Sprache** bezeichnet hierbei eine nicht belegte Sprache, die als gemeinsamer Ursprung für mehrere jüngere Sprachen dient. Proto-Westgermanisch ist also eine rekonstruierte Proto-Sprache, aus der sich Sprachen wie Deutsch, Englisch oder Niederländisch entwickelt haben. Eine **Proto-Form** ist eine rekonstruierte Form, also z.B. ein Wort oder ein Morphem, in einer solchen Proto-Sprache. Proto-Formen werden üblicherweise mit einem Asterisk am Anfang geschrieben, der anzeigen, dass es sich um eine rekonstruierte, nicht belegte Form handelt.

Im Zuge einer solchen Rekonstruktion müssen zwangsläufig auch Verwandtschaftsverhältnisse geklärt werden. Zwei Sprachen sind miteinander verwandt, wenn sie auf die selbe Proto-Sprache zurückgehen. Je nach dem, wie weit die letzte gemeinsame Proto-Sprache zurückliegt, können Sprachen der gleichen Familie auch näher oder entfernter miteinander verwandt sein.

5.3 Lautkorrespondenzen

5.3.1 Regelmäßigkeit von Lautkorrespondenzen und -wandeln

Altgriechisch	Latein	Englisch	Deutsch
odónt-	dent	tooth	Zahn
dúo	duo	two	zwei
déka	decem	ten	zehn

Tabelle 5.1: Regelmäßige Lautkorrespondenzen in einigen Wörtern indogermanischer Sprachen.

Tabelle 5.1 zeigt einige Wörter, die erstaunliche Regelmäßigkeiten im Bezug auf die Lautkorrespondenzen zwischen den Sprachen aufweisen. In allen Wörtern entspricht ein /d/ im Lateinischen und Altgriechischen einem englischen /t/ und einem deutschen /ts/. Diese Beobachtung, dass Laute in verschiedenen (verwandten) Sprachen sich so regelmäßig entsprechen, führte zur **neogrammatischen Hypothese**, die wie folgt im Kern beschrieben wird:

„Aller Lautwandel, soweit er mechanisch vor sich geht, vollzieht sich nach ausnahmslosen Gesetzen, d.h. die Richtung der Lautbewegung ist bei allen Angehörigen einer Sprachgenossenschaft, außer dem Fall, daß Dialektspaltung

eintritt, stets dieselbe, und alle Wörter, in denen der er Lautbewegung unterworfen Laut unter gleichen Verhältnissen erscheint, werden ohne Ausnahme von der Veränderung ergriffen.“

(Osthoff & Brugmann, 1878, XIII)

Inspiriert von der darwinistischen Evolutionstheorie wurde auch der Lautwandel als regelmäßiges, ausnahmsloses und mechanisches Phänomen postuliert. Demzufolge sollte die Sprachwissenschaft auch als Naturwissenschaft legitimiert werden, in der sich eindeutig beschreibbare Gesetze finden lassen (wie z.B. auch in der Physik). Für die Entwicklung der indogermanischen Sprachen wurden also einige Lautgesetze vorgeschlagen, die auch ganze Lautklassen erfassen konnten. Das *Grimmsche Gesetz* zum Beispiel besagt, dass Proto-Indogermanisch /*p, *t, *k, *kʷ/ sich jeweils zu Proto-Germanisch /*f, *θ, *h(x), *hw/ wandeln – alle Plosive wandeln sich also in ihre entsprechenden Frikative (an jedem Artikulationsort). Die Regelmäßigkeit der Lautentsprechungen ist also eine entscheidende Voraussetzung, damit Proto-Formen überhaupt rekonstruiert werden können.

Die Hypothese, dass Lautwandel komplett ausnahmslos vonstatten ginge, konnte sich jedoch nicht halten. Kritiker fanden schnell einige Ausnahmen zu den vorgeschlagenen Lautgesetzen. Einige dieser Kritikpunkte konnten die Neogrammatiker entschärfen, indem sie weitere, ergänzende Lautgesetze fanden, die meistens dann in spezifischeren Kontexten auftreten. So kann das *Vernersche Gesetz* tatsächlich einige vermeintliche Ausnahmen zum *Grimmschen Gesetz* erklären, da dieses entscheidende prosodische Muster nicht in Betracht zog.

Dennoch gibt es einige Ausnahmen, die sich nicht durch weitere Lautgesetze erklären lassen, sondern tatsächlich unsystematisch einzelne Wörter betreffen. Wörter können sich zum Beispiel, ungeachtet von Lautgesetzen, in ihrer Form an grammatisch oder semantisch verwandte Wörter angleichen. Das englische *father* sollte allen Lautgesetzen zufolge eigentlich ***fader* heißen (vgl. altenglisch *fæder*), glich sich aber über die Zeit dem Wort *brother* an, wodurch sich das mediale /ð/ ergab (McMahon, 1994). Solche Angleichungsprozesse nennen sich **Analogie**.

In anderen Fällen finden Lautwandel vereinzelt keine Anwendung, um Homophonie zu vermeiden. Im Nordestnischen wurde das /n/ am Wortende regular getilgt – diese Regel fand allerdings in einem spezifischen Fall keine Anwendung, und zwar dann, wenn durch die Tilgung des /n/ in Verbformen die 1. Person Singular mit dem Imperativ zusammenfiel. So existieren – scheinbar ungeachtet des Lautgesetzes – die Formen *kannan* ‚ich trage‘ und *kanna* ‚trag!‘ parallel zueinander (Campbell, 2013, 328). Ein weiterer Fall, in dem vermeintliche Unregelmäßigkeiten auftreten können, ist die Tabuvermeidung. Das lateinische *lupus* ‚Wolf‘ sollte eigentlich ***lucus* heißen, man wollte aus abergläubischen Befürchtungen aber vermeiden, den Namen des Wolfs direkt zu nennen.

Da sich sprachliche Innovation nicht abrupt, sondern graduell ausbreitet, erfassen Laut-

wandel auch nicht alle Wörter einer Sprache gleichzeitig, sondern breiten sich allmählich über den Wortschatz aus (**lexikalische Diffusion**). Da Sprache aber nach Regelmäßigkeit zu streben scheint, wird ein solcher Lautwandel üblicherweise über genug Zeit hinweg entweder vollständig übernommen oder abgelehnt. Dennoch kann es in Einzelfällen zu sporadischen Lautwandeln oder einzelnen Ausnahmen kommen: So wird in Western Yorkshire das <gh> in vereinzelten Wörtern noch als /x/ ([ç ~ x])¹ realisiert, während es in den meisten Wörtern der Regel entsprechend ausgefallen ist.

Lautgesetze und Lautkorrespondenzen sind also nicht komplett ausnahmslos, aber dennoch hochgradig regelmäßig. Diese Regelmäßigkeit müssen wir auch annehmen, um überhaupt eine Basis zu haben, auf der wir Proto-Sprachen rekonstruieren können, indem wir vergangene Lautwandel erschließen. Gleichzeitig müssen wir uns aber dessen bewusst sein, dass Lautwandel nicht mechanisch vonstatten gehen und daher auch Unregelmäßigkeiten aufweisen können.

5.3.2 Erkennung von Kognaten und Lautkorrespondenzen

Wir halten also fest, dass wir regelmäßige² Lautkorrespondenzen benötigen, um Lautwandel und Proto-Sprachen rekonstruieren zu können. Um solche Lautkorrespondenzen zu finden, benötigen wir zunächst mal einige **Kognaten**, also Wörter in verschiedenen Sprachen, die sich aus dem selben Wort in der gemeinsamen Proto-Sprache entwickelt haben (z.B. *Zahn* und *tooth* aus Proto-Germanisch *tanþ). Eine Herausforderung hierbei ist, dass es eine gewisse Zirkularität gibt: Wir können ja erst wirklich wissen, welche Worte Kognaten sind, wenn wir die Proto-Formen und die Lautwandel kennen; für diese brauchen wir allerdings regelmäßige Lautkorrespondenzen, die sich nur aus Kognaten erschließen lassen. Hier liegt also ein hochgradig iterativer Prozess vor – die Etablierung von bestimmten Lautwandeln können neue Kognaten erschließen, oder auch vermeintliche Kognaten als nicht verwandt herausstellen; basierend auf der verfeinerten Kognatenauswahl können dann wieder neue Lautwandel gefunden werden. Zu Beginn müssen wir also erstmal anhand von oberflächlicher Ähnlichkeit vermuten, welche Wörter denn vermutlich Kognaten sind, und diese Hypothese später erneut prüfen. So wäre es nur logisch, bei erster Betrachtung davon auszugehen, dass das Lateinische *habēre* ‚haben‘ mit dem Deutschen *haben* verwandt wäre – ein Blick auf viele andere Kognaten zeigt jedoch, dass sich das Germanische (und damit das Deutsche) /h/ regelmäßig aus Proto-Indogermanisch *k entwickelt hat. Auch die vermeintliche Korrespondenz b - b widerspricht anderen, sehr regelmäßigen Lautwandeln: Somit lässt sich feststellen, dass *habēre* und *haben* trotz ihrer enormen Ähnlichkeit nicht Kognaten sind! Verfolgt man aber die regelmäßigen Lautwandel vom Deutschen aus rückwärts, landet man bei Lateinischen *capere* ‚fassen, greifen‘ – der tatsächlichen Kognat zu *haben*.

¹Die selbe Allophonie wie im Deutschen!

²Das Wort regelmäßig ist gemäß des letzten Abschnitts als Tendenz zu lesen.

Diese Fälle sind aber eher die Ausnahme als die Regel. Grundsätzlich ist die Wahrscheinlichkeit sehr hoch, dass Wörter Kognaten sind, wenn sie sich in Form und Bedeutung ähneln und wenn die entsprechenden Sprachen miteinander verwandt sind. Aus dem Grundvokabular der untersuchten Sprachen werden also Kognaten gesammelt, aus denen dann Lautkorrespondenzen abgeleitet werden, wie Tabelle 5.2 zeigt:

Tongaisch	Samoanisch	Rarotonganisch	Hawaiisch	
tapu	tapu	tapu	kapu	,verboten'
taŋaka	taŋaka	taŋaka	kanaka	,Mensch'
maŋa	maŋa	maŋa	mana	,Zweig'
puhi	feula	pu?i	puhi	,blasen'

Tabelle 5.2: Eine kleine Wortliste aus vier austronesischen Sprachen (Crowley & Bowern, 2010, 80).

Zunächst einmal ist ersichtlich, dass es ein Wort gibt, das nicht wirklich in die Reihe passt: Das samoanische *feula* ist höchstwahrscheinlich kein Kognat zu den Wörtern der anderen drei Sprachen. Alle anderen Wörter sind in ihren jeweiligen Zeilen allerdings relativ offensichtlich Kognaten zueinander, wodurch sich folgende Lautkorrespondenzen finden lassen: **t - t - t - k** in den ersten beiden Zeilen jeweils im Anlaut, **ŋ - ŋ - ŋ - n** in Zeilen 2 und 3 in der Wortmitte, **h - ?? - ? - h** wiederum in der Wortmitte in der letzten Zeile. Zu beachten ist, dass die letzte Lautkorrespondenz unvollständig ist, weil der entsprechende samoanische Reflex fehlt: Aus diesen Daten alleine können wir also nicht wissen, welcher Laut bei dieser Korrespondenz im samoanischen vorkommt. Mit einer Erweiterung der Daten lassen sich solche Lücken aber vervollständigen: Die entsprechenden Wörter für ‚Feuer‘ *ahi* - *afi* - *aʔi* - *ahi* zeigen die selbe Lautkorrespondenz, wobei sich hier die Form auch im Samoanischen erhalten hat. Die vollständige Lautkorrespondenz lautet also **h - f - ? - h**.

All diese Lautkorrespondenzen scheinen in jedem Kontext gleichermaßen aufzutreten (auch wenn natürlich die Datengrundlage in diesem vereinfachten Beispiel viel zu klein ist, um das wirklich sagen zu können). Solche Lautkorrespondenzen sind Produkte von **spontanen Lautwandeln** (auch bedingungslosen, eng. *unconditioned*), also Lautwandel, die ungeachtet des phonologischen Kontextes immer vorkommen. Im Gegensatz dazu gibt es auch **kombinatorische Lautwandel** (oder bedingte, eng. *conditioned*), die jeweils nur in einer bestimmten phonologischen Umgebung passieren. Solche Lautwandel führen dann zu Lautkorrespondenzen, die sich überlappen, wie Tab. 5.3 zeigt:

Italienisch	Spanisch	Portugiesisch	Französisch
<i>caro</i> /karo/	<i>caro</i> /karo/	<i>caro</i> /karu/	<i>cher</i> /ʃer/
<i>colore</i> /kolore/	<i>color</i> /kolor/	<i>côr</i> /kor/	,lieb, teuer' <i>couleur</i> /kulœr/

Tabelle 5.3: Beispiel einer überlappenden Lautkorrespondenz (Campbell, 2013, 110/119).

Dass das /k/ der anderen drei Sprachen im Französischen sowohl einem /k/, als auch

einem /ʃ/ entsprechen kann, ist die Folge eines kombinatorischen Lautwandels, durch den ein /k/ vor Vordervokalen zu einem /ʃ/ wurde.

Das gesamte beschriebene Vorgehen ist als **komparative Methode** bekannt: Durch den systematischen Vergleich von verwandten Sprachen werden regelmäßige Lautkorrespondenzen ermittelt, aus diesen Lautkorrespondenzen werden Lautwandel erschlossen, anhand derer sich Proto-Formen und Proto-Sprachen **rekonstruieren** lassen. Alle Teile dieser Methode bedingen sich gegenseitig, wodurch die komparative Methode ein sehr iterativer Prozess ist, in dem sich alle Teilaufgaben ständig gegenseitig optimieren. Ziel der ganzen Sache ist es, ein schlüssiges **etymologisches Szenario** zu rekonstruieren, aus dem sich auch der Stammbaum einer Sprachfamilie ableiten lässt.

5.4 Das Stammbaummodell

Die Verwandtschaft zwischen Sprachen, sowie die Art und Weise, wie sie sich aus gemeinsamen Proto-Sprachen in eigenständige Sprachen entwickeln, wird üblicherweise anhand eines **Stammbaumes** modelliert (wiederum offensichtlich darwinistisch inspiriert). In diesem Kontext wird häufig August Schleicher zitiert:

„Aus der Art und Weise, wie sämmtliche indogermanische Sprachen unter einander verwandt sind, schloss man nun mit Recht, dass sie aus einer Ursprache entsprungen seien, dass eine Nation, das indogermanische Urvolk, sich mit der Zeit in jene acht Völker getheilt habe, von denen jedes in ähnlicher Weise sich später wieder differenzierte, bis endlich die Mannigfaltigkeit unserer Epoche erstand.“

(Schleicher, 1853, 786)

Abb. 5.4 zeigt den Stammbaum, den er für das indogermanische vorschlug. Viele dieser vorgeschlagenen Verwandtschaftsverhältnisse haben sich bis heute bewährt (wenn auch teilweise unter anderen Namen für die Gruppierungen).

Nun tut sich aber ein scheinbarer Widerspruch mit dem Wellenmodell auf, das wir im Kontext der Dialektologie kennengelernt hatten. Während das Wellenmodell von einer gleichförmigen, graduellen Ausbreitung linguistischer Innovation über den Raum ausgeht, suggeriert das Stammbaummodell eher klare Trennungen. Hierbei ist festzuhalten, dass es sich bei beiden Modellen um starke Vereinfachungen handelt, die die (extrem komplexen) tatsächlichen Entwicklungen auf einige wesentliche Dynamiken herunterbrechen.

In der Tat reflektieren Bäume vor allem solche Szenarien gut, in denen es tatsächlich eine längere räumliche Trennung gab – wenn sich verschiedene Varietäten also tatsächlich relativ unabhängig voneinander in unterschiedliche Richtungen weiterentwickeln. Stammbäume funktionieren also gut für die Modellierung von Sprachwandel auf einer größeren

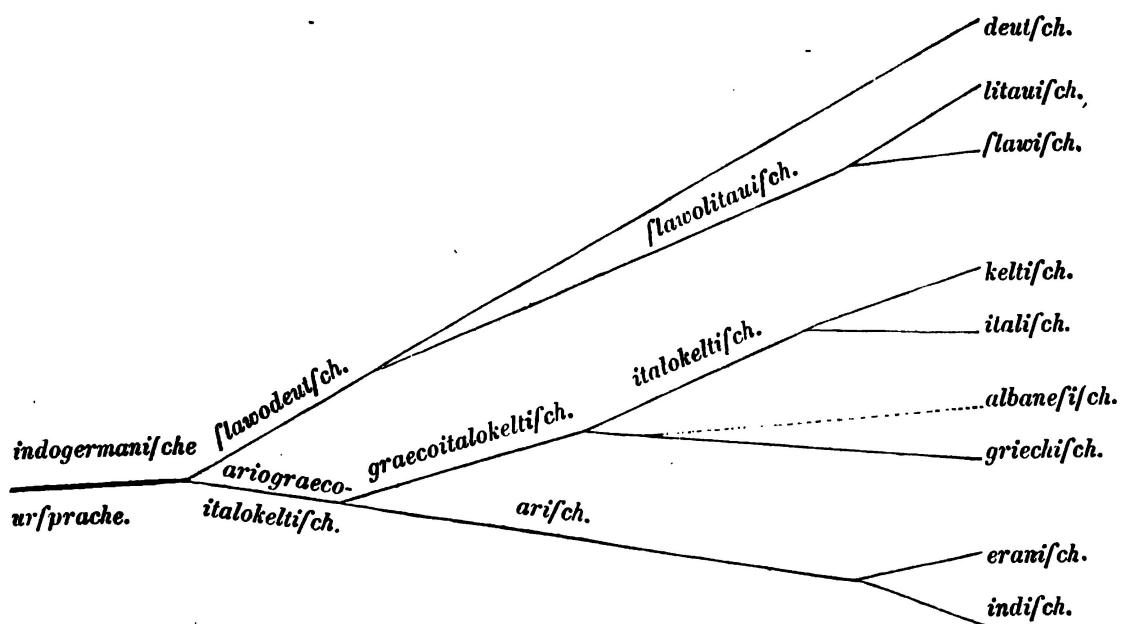


Abbildung 5.4: Stammbaum der indogermanischen Sprachen nach Schleicher (1961, 7)

räumlichen und zeitlichen Skala. Das Wellenmodell hingegen funktioniert besonders gut auf kleiner Ebene, um Dynamiken zwischen Varietäten zu modellieren, die sehr ähnlich und sehr eng miteinander verbunden sind. Daraus erklärt sich auch, dass das Stammbaummodell für die historische Linguistik (mit einer üblichen Zeittiefe von mehreren Jahrtausenden) meistens geeigneter ist, während sich die Dialektologie (geringe Zeittiefe, meistens max. einige hundert Jahre) eher des Wellenmodells bedient.

Dass beide Modelle sich nicht gegenseitig ausschließen, sondern eher komplementäre Entwicklungen erfassen können, zeigt ein Blick auf die nordgermanischen Sprachen (vgl. Abb. 5.3). All diese Sprachen sind aus dem Altnordischen entsprungen; wobei sich Dänisch und Schwedisch aus einem östlichen Dialekt herausgebildet haben, während Norwegisch, Färöisch und Isländisch einem westlichen Dialekt entsprungen sind. Genealogisch (also, nach dem Stammbaummodell) ist das Norwegische also enger mit Färöisch und Isländisch verwandt, als mit Schwedisch und Dänisch. Durch den engen Kontakt mit letzteren beiden Sprachen und die starke Isolation der ersten ergibt sich heutzutage jedoch die Situation, dass das Norwegische dem Schwedisch und Dänischen viel ähnlicher ist als dem Färöischen und dem Isländischen. Solche Kontaktphänomene kann das Wellenmodell besser aufgreifen, hierbei geht allerdings die diachrone Komponente (also die historische Entwicklung) verloren.

5.5 Lautwandel

Für eine erfolgreiche Rekonstruktion von Proto-Formen und Proto-Sprachen ist es natürlich notwendig, über typische Lautwandel Bescheid zu wissen, die immer wieder vorkommen. Hier gilt grundsätzlich, dass Laute sich nur Schritt für Schritt in einen „benachbarten“, also artikulatorisch oder akustisch sehr ähnlichen Laut wandeln können. Ein /p/ kann sich also problemlos in ein /b/, /f/ oder /t/ wandeln, nicht aber direkt in ein /a/, /h/ oder /x/. Dennoch ist es natürlich möglich, dass sich Lautwandel verketten, und sich so ein Laut über mehrere Zwischenstufen in einen weiter entfernten Laut wandelt: /p/ > /f/ > /h/ ist ein durchaus plausibler Weg, über den sich ein /p/ über längere Zeit in ein /h/ wandeln kann; allerdings ist ein *direkter* Wandel sehr unwahrscheinlich.

Diese Daumenregel fußt auf der Annahme, dass sich Laute überhaupt nur aufgrund von Fehlern bzw. Vereinfachungen in der Aussprache oder in der Wahrnehmung ändern. Dementsprechend sind auch immer wieder die gleichen Laute (oder Kombinationen) „anfällig“ für gewisse Prozesse. Zur Vereinfachung der Aussprache werden Konsonantencluster zum Beispiel häufig aufgelöst: So wird aus den lateinischen Wörtern *septem* ‚sieben‘ und *octo* ‚acht‘ im Italienischen *sette* und *otto*. Im ersten Fall ist auch ein weiterer, sehr häufiger Lautwandel zu sehen, der eher der Sprachwahrnehmung zuzuschreiben ist: Nasale Konsonanten am Wortende werden sehr häufig getilgt, weil sie ein sehr schwaches akustisches Signal haben und dementsprechend einfach überhört werden können.

Es folgt eine (mitnichten vollständige) Aufstellung von sehr typischen Lautwandelprozessen, die bei der Rekonstruktion von Proto-Formen zu beachten sind:

Lenisierung

Lenisierung bezeichnet die Abschwächung von Konsonanten, üblicherweise in stimmhaften Kontexten. Die „typischste“ Form der Lenisierung ist der Prozess, durch den stimmlose Obstruenten zwischen Vokalen stimmhaft werden. Die wohl gängigsten Lenisierungsprozesse sind:

- stimmlose Plosive > stimmhafte Plosive
- stimmlose Frikative > stimmhafte Frikative
- Plosive > Frikative (*Spirantisierung*)
- /f, s, x/ > /h/ (*Debukkalisierung*)

Fortisierung

Fortisierung bezeichnet den genau gegenläufigen Prozess zur Lenisierung, nämlich die Verstärkung bzw. Verhärtung von Konsonanten. Sie tritt entsprechend vor allem in Kontexten auf, wo eine „härtere“ Aussprache (also: stimmlos oder mit stärkerer Okklusion) einfacher zu sprechen oder zu verstehen ist. Typische Fortisierungsprozesse sind:

- Auslautverhärtung
- Approximanten > Frikative / Affrikate
- /θ, ð/ > /t, d/

Generell tritt Fortisierung allerdings deutlich seltener auf als Lenisierung.

Elision

Elision bezeichnet den Ausfall von Lauten. Sie betrifft vor allem Laute mit schwachem akustischen Signal:

- nasale Konsonanten (insbesondere am Wortende)
- glottale Konsonanten /ʔ, h/
- /ə/

Assimilierung

Assimilierung bezeichnet den Prozess der Anpassung eines Lautes an den phonetischen Kontext:

- nasale Assimilierung
- Gemination
- Palatalisierung: /k/ > /tʃ/, /s/ > /ʃ/ vor /i, e/

Weitere typische Lautwandel

- /d/ > /r/
- /r/ > /l/ ... /l/ > /r/
- /l/ > /ʎ/ > /j~i/
- /l/ > /l̥/ > /w~u/

5.6 Rekonstruktion

Die „Königsdisziplin“ der historischen Linguistik ist natürlich die Rekonstruktion von Proto-Formen und Proto-Sprachen. Hierbei ist zu beachten, dass solche Rekonstruktionen immer **phonemisch**, niemals phonetisch sind. Das heißt, wir können zwar die abstrakte **Struktur** des Lautsystems der Proto-Sprache nachvollziehen, aber nicht den genauen phonetischen Wert der einzelnen Laute – diesen können wir höchstens approximieren. In Fällen, bei denen es überhaupt keine Anhaltspunkte dafür gibt, was für ein Laut denn ungefähr in der Proto-Form vorkam, können deswegen auch abstrakte Symbole verwendet werden. Das prominenteste Beispiel hierfür sind die proto-indogermanischen Laryngale, die als $*h_1$, $*h_2$, $*h_3$ geschrieben werden. Sie reflektieren drei Konsonanten, die in keiner modernen Sprache erhalten wurden, aber angrenzende Vokale eindeutig auf verschiedene Weise färbten. Die Korrespondenzen zwischen den Vokalen in verschiedenen indogermanischen Sprachen legte also nahe, dass es diese unbekannten Konsonanten gab, die andere Lautwandel bedingten. In der Tat bestätigte sich diese Hypothese durch die Entdeckung des Hethitischen, einer sehr alten indogermanischen Sprache, in der die Laryngale tatsächlich noch zum Teil erhalten sind (und genau dort, wo man sie vermutete)! Man kann also sagen: Wir wissen zwar, dass es diese Konsonanten gab, die einen entsprechenden phonemischen Status hatten, können aber nicht sagen, wie sie gesprochen worden sind.

Mit diesem abstrahierenden Gedanken im Hinterkopf wenden wir uns wieder Beispielen zu, bei denen wir aufgrund ihrer Einfachheit doch relativ realistische Mutmaßungen anstellen können, wie (in etwa) der Proto-Laut geklungen haben könnte. Hierzu gibt es einige Daumenregeln, die für eine erfolgreiche Rekonstruktion zu befolgen sind. Eine davon haben wir bereits implizit kennengelernt – natürlich ist es ratsam, sich bei der Rekonstruktion daran zu halten, welche Lautwandel denn typologisch häufig und entsprechend artikulatorisch-akustisch plausibel sind.

Abgesehen davon ist das einfachste Rekonstruktionsprinzip der **Majority Vote**. Sofern wir nichts Genaueres über die involvierten Sprachen wissen, können wir erstmal davon ausgehen, dass der Laut, der noch am häufigsten in den Tochtersprachen vorkommt, auch der wahrscheinlichste Proto-Laut ist. Wenn wir uns also wieder die Lautkorrespondenz zwischen Italienisch /k/, Spanisch /k/, Portugiesisch /k/ und Französisch /ʃ/ anschauen, können wir also davon ausgehen, dass /k/ der wahrscheinlichste Proto-Laut ist, da er sich in drei von vier Sprachen unverändert gehalten hat.

Etwas komplexer, aber dadurch auch etwas mächtiger ist das Prinzip der **Parsimonie**. Dieses besagt, dass die Erklärung die wahrscheinlichste ist, die die wenigsten Innovationen entlang des Stammbaumes erfordert. Der große Vorteil der Parsimonie gegenüber dem Majority Vote ist also, dass der Stammbaum einer Sprachfamilie miteinbezogen wird. Ein kurzer Exkurs in die Biologie zeigt uns, wie wichtig das sein kann:

Abbildung 5.5: Stammbaum der Säugetiere. Bildquelle: Wikipedianutzer Mariomassone.

Von ca. 6.700 verschiedenen Säugetieren (Mammal Diversity Database, 2025) gibt es lediglich fünf, die nicht lebendig gebären: Das Schnabeltier und die vier Arten des Ameisenigel legen Eier. Im Sinne des Majority Votes wäre es also eine eindeutige Entscheidung, zu rekonstruieren, dass das „Proto-Säugetier“ sicher keine Eier gelegt hätte, sondern lebendige Junge zur Welt brachte. Ein Blick auf den Stammbaum (Abb. 5.5) zeigt aber: Die *Monotremata* (die Ordnung, die Schnabeltiere und Ameisenigel umfasst) spalteten sich als allererstes von allen anderen Säugetieren ab (bevor diese sich wiederum in ihre verschiedenen Ordnungen und Familien aufteilten)! Demzufolge müssen wir also in beiden Fällen nur eine Innovation annehmen: Gehen wir davon aus, dass das „Proto-Säugetier“ lebendig geboren hat, wäre das Eierlegen eine einmalige Innovation der *Monotremata*; andernfalls wäre die Lebendgeburt eine einmalige Innovation der *Theria*. In der Tat ist letzteres der Fall – obwohl nur noch eine verschwindend kleine Anzahl an Säugetieren Eier legt, ist das der ursprüngliche Zustand.

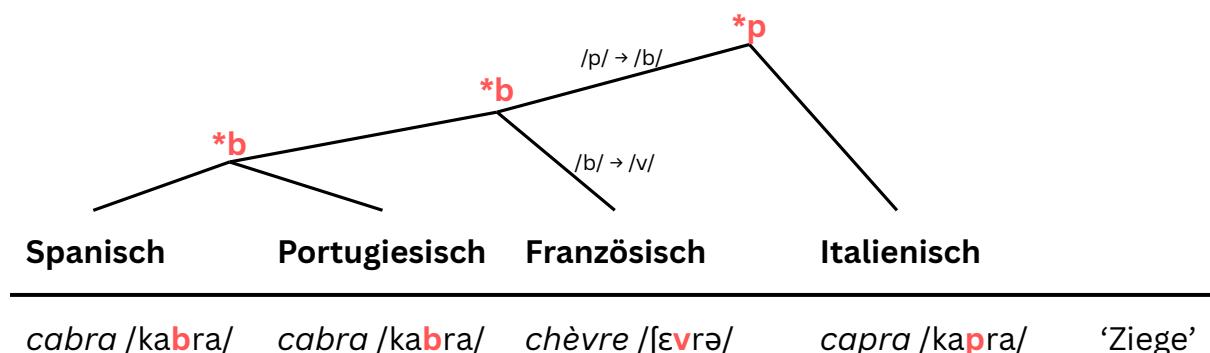


Abbildung 5.6: Rekonstruktion einer Lautkorrespondenz zwischen vier romanischen Sprachen anhand ihres Stammbaumes.

Das gleiche Prinzip greift auch bei der Entwicklung von Sprachen. Es kann einfach sein, dass der Baum nicht balanciert ist, sondern dass ein Großteil der Sprachen einem bestimmten Zweig des Baumes angehören. Abb. 5.6 zeigt, dass in unserer kleinen Auswahl an romanischen Sprachen Italienisch die einzige Ostromanische sprache ist, während Portugiesisch, Spanisch und Französisch dem westromanischen Zweig angehören. Damit wiegt das Italienische bei der Rekonstruktion im Zweifelsfall gleich viel wie die anderen drei Sprachen zusammen: Eine geteilte Innovation zwischen den westromanischen Sprachen müsste ja auch nur einmal auf dem Stammbaum erklärt werden.

Neben diesen Faktoren gibt es noch ein paar weitere Faktoren, die bei der Rekonstruktion von Proto-Sprachen zu beachten wären. Zum einen ist es eine gute Richtlinie, bei der Rekonstruktion eines Proto-Lautes Laute zu wählen, die möglichst viele Merkmale mit den Reflexen teilen. Finden sich in einer Lautkorrespondenz also nur die Reflexe /p, f, v/, ist der Proto-Laut höchstwahrscheinlich auch ein Labial. Wenn es um die ganzheitliche Re-

konstruktion von Proto-Sprachsystemen geht, ist auch darauf zu achten, dass das gesamte phonologische System als solches sinnvoll scheint, sich also ähnlich verhalten sollte, wie es auch moderne Sprachen tun (Uniformitätshypothese). Dazu gehört zum einen, dass phonologische Systeme zur Symmetrie neigen: Unterscheidet eine Sprache die Plosivpaare /p - b/ und /t - d/, und findet sich auch ein /k/, so ist es sehr wahrscheinlich, dass diese Sprache auch ein /g/ kennt. Auch typologische Universalien sollten berücksichtigt werden: Wir wissen zum Beispiel, dass Sprachen dieser Welt fast nie ein /b^f/ haben, sofern sie nicht auch ein /b/ haben. Wir sollten uns also hüten, Systeme zu rekonstruieren, die solche Universalien verletzen.

5.7 Zusammenfassung

Wir haben die Grundlagen der historischen Linguistik und der komparativen Methode kennengelernt, durch die es möglich ist, die Vergangenheit und die Entwicklung von modernen Sprachen zu rekonstruieren. Notwendige Voraussetzung hierbei ist die hochgradige Regelmäßigkeit von Lautwandelprozessen, die in den meisten Fällen konsequent auf alle Wörter, die einen gewissen Kontext erfüllen, angewandt werden. Basierend darauf können wir versuchen, Proto-Formen so zu rekonstruieren, dass sich anhand von möglichst plausiblen und möglichst regelmäßigen Lautwandeln daraus die Formen in den modernen Sprachen ableiten lassen.

Übungsfragen

A	B	C	
sipak	sifah	hibak	Hand
biraŋ	biraŋ	bilaŋ	Fuß
unus	unus	unuh	Knie
pusut	fusut	puhud	Ellenbogen
uvi	ubi	ubi	Kopf
tukal	tuhal	tugal	Haar
rasam	rasam	laham	Auge
kalup	halup	kalub	Nase
duŋu	duŋu	duŋu	Ohr
iruk	iduh	iduk	Mund
surup	suruf	hulup	Zahn
baŋit	banjɪt	baŋit	Zunge
dilap	dilaf	dilap	Haut
puri	fudi	pudi	Brust
atap	ataf	adap	Leber

Diese Tabelle (Blust, 2018, 106) zeigt einige Kognatensets zwischen drei hypothetischen Sprachen.

1. Finde die Lautkorrespondenzen zwischen A, B und C.
2. Rekonstruiere wahrscheinliche Lautwandel. Gibt es Lautwandel, bei denen die Reihenfolge eine Rolle spielt?
3. Rekonstruiere „Proto-ABC“.

Lade deine Lösungen bitte als PDF-Datei mit dem Namen 0123_04-histling.pdf auf Stud-IP hoch, wobei du 0123 durch deine **Matrikelnummer** ersetzt.

Literaturverzeichnis

- Blust, R. (2018). *101 problems and solutions in historical linguistics*. Edinburgh: Edinburgh University Press.
- Campbell, L. (2013). *Historical linguistics*. Edinburgh University Press.
- Crowley, T. & Bowern, C. (2010). *An introduction to historical linguistics*. Oxford University Press.
- Hammarström, H., Forkel, R., Haspelmath, M. & Bank, S. (2025). *Glottolog 5.2*. Leipzig: Max-Planck-Institut für Evolutionäre Anthropologie. (Online verfügbar unter <http://glottolog.org>, aufgerufen am 18.06.2025)

- Kroonen, G. (2013). *Etymological dictionary of proto-germanic* (A. Lubotsky, Hrsg.). Leiden & Boston: Brill.
- List, J.-M. (2010). *Sprachkontakt und Sprachwandel*. (Kurshandout, online verfügbar unter <https://lingulist.de/documents/lectures/list-2010-lecture-ss-language-change-and-language-contact.pdf>, zuletzt aufgerufen am 08.05.2025.)
- Mammal Diversity Database. (2025). *Mammal Diversity Database (Version 2.2) [Data set]*. Zenodo. (<https://doi.org/10.5281/zenodo.15007505>)
- McMahon, A. M. S. (1994). *Understanding language change*. Cambridge University Press.
- Nichols, J. (1996). The Comparative Method as Heuristic. In M. Durie & M. Ross (Hrsg.), *The comparative method reviewed: Regularity and irregularity in language change*. Oxford University Press.
- Osthoff, H. & Brugmann, K. (1878). *Morphologische untersuchungen auf dem gebiete der indogermanischen sprachen* (Bd. 1). Cambridge University Press.
- Schleicher, A. (1853). Die ersten Spaltungen des indogermanischen Urvolkes. *Allgemeine Monatsschrift für Wissenschaft und Literatur*, 3, 786-787.
- Schleicher, A. (1961). *Compendium der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen* (Bd. 1). Weimar: H. Boehlau.

6 Typologie

Mit herzlichem Dank an Johannes Dellert für die Bereitstellung seiner Kursmaterialien zum Seminar *Typology & Universals* (WS 2023/24, Universität Tübingen).

6.1 Einführung

Die Typologie im Allgemeinen beschreibt die Klassifikation von Phänomenen in strukturelle Typen. In der Astronomie beispielsweise könnten solche Typen Monde, Planeten, Sterne oder Galaxien sein. In der Sprachtypologie geht es also darum, die Sprachen dieser Welt systematisch zu kategorisieren. Aber nach welchen Kriterien ist das möglich?

Durch die zunehmende Globalisierung im 18. Jahrhundert wurde zunehmend klar, wie sehr sich die Sprachen der Welt in der Form unterscheiden, in der sie Inhalte ausdrücken. Vergleiche die Übersetzungen des Satzes „Ich habe keine Kinder“ in fünf verschiedene Sprachen:

- Qitornaqanngilanga. (Grönländisch, 1 Wort)
- Çocuğum yok. (Türkisch, 2 Wörter)
- Liberōs nōn habeō. (Latein, 3 Wörter)
- Je n'ai pas d'enfant. (Französisch, 4 Wörter)
- 我沒有孩子。 (Mandarin, 5 „Wörter“)

Die selben Unterschiede finden sich in anderen Sätzen wieder, z.B. in den Übersetzungen zu „Ich musste mich verstecken“:

- Toqqortariaqarama. (Grönländisch, 1 Wort)
- Gizlenmem gerekiyordu. (Türkisch, 2 Wörter)
- Celārī mē oportuit. (Latein, 3 Wörter)
- J'ai dû me cacher. (Französisch, 4 Wörter)
- 我只好躲起來。 (Mandarin, 6 „Wörter“)

Während es eine extreme Varianz zwischen den Sprachen gibt, scheinen die Sprachen in sich relativ konstant darin zu sein, wie viel Information in ein Wort verpackt wird. Wir können (und sollten) uns natürlich auch die morphologischen Strukturen anschauen:

- (1) a. qitorna-qa-nngila-nga
Kind-haben-nicht-1SG
b. toqqor-tariaqa-ra-ma
sich.verstecken-müssen-PAST-1SG
- (2) a. çocuğ-um yok
Kind-1SG gibt.nicht
b. gizle-n-me-m gerek-i-yor-du
verstecken-REFL-VN-1SG nötig-sein-PRG-PST
- (3) a. liber-ōs nōn habe-ō
Kind-ACC.PL nicht haben-1SG.PRES
b. cēlā-rī mē oport-u-it
verstecken-INF.PASS mich nötig.sein-PERF-3SG
- (4) a. Je n' ai pas d' enfant
Ich nicht haben.1SG nicht von Kind
b. J' ai dū me cach-er
Ich PERF.1SG müssen.PART.PST mich verstecken-INF
- (5) a. 我 沒 有 孩子
wǒ méi yǒu háizi
Ich nicht haben Kind
b. 我 只 好 躲 起來
wǒ zhǐ hǎo duǒ qǐlái
Ich nur gut verstecken gehen

Es ist klar zu erkennen, dass es nicht nur Unterschiede bezüglich der Anzahl der Wörter gibt, sondern auch bezüglich der Anzahl von Morphemen pro Wort und der Nummer an grammatischen Funktionen pro Morphem. Wenn wir uns also einer Sprachtypologie annähern wollen, die Sprachen bezüglich ihrer morphosyntaktischen Struktur kategorisieren soll, müssen wir das auch miteinbeziehen.

6.2 Entstehung der Typologie

Die Typologie entstand um 1800 herum, basierend auf den soeben diskutierten Unterschieden, mit der Frage „Was für Sprachen gibt es?“. Prominente Persönlichkeiten der frühen Typologie waren u.A. Alexander von Humboldt sowie Friedrich und Alexander Wilhelm Schlegel. Es wurde damals vor Allem versucht, Schemata zu finden, nach denen Sprachen in verschiedene Typen eingeordnet werden konnten. Diese Theorien waren häu-

fig wertend, ausgehend von dem Gedanken, dass Sprachen von Hochzivilisationen auch „wohlgeformter“ seien (als höchstes Maß der Vollkommenheit galten Sprachen wie Latein, Altgriechisch und Sanskrit) – wodurch natürlich auch (zumindest implizit) Völker mit „weniger entwickelten“ Sprachen abgewertet wurden. Beauzée schlug eine Unterteilung in *analoge* und *transpositive* Sprachen vor, in der Annahme, dass SVO (Subjekt-Verb-Objekt) die natürliche Reihenfolge der Gedanken sei, und transpositive Sprachen (SOV; also Subjekt-Objekt-Verb) diese Reihenfolge vertauschten. F. Schlegel schlug eine Unterteilung in *organische* und *non-organische* Sprachen vor, die sich lediglich als Unterteilung in indogermanische und nicht-indogermanische Sprachen herausstellen sollte. Misteli wiederum unterschied zwischen *echtwortig* (Indogermanisch, Semitisches), *scheinwortig* (Türkisch), *nichtwortig* (Chinesisch) und *Einwortsätzen* (Grönländisch).

Einen weniger wertenden Vorschlag machte A. W. Schlegel, der die Typen *isolierend* (z.B. Chinesisch), *agglutinierend* (z.B. Türkisch), *analytisch* (z.B. Französisch) und *synthetisch* (z.B. Altgriechisch) vorschlug. Eine darauf basierende Typologie zur Beschreibung der Morphosyntax ist noch heute geläufig:

- **analytisch** oder **isolierend**, z.B. Mandarin
- **flektierend** oder **fusional**, z.B. Latein und Französisch
- **agglutinierend**, z.B. Türkisch
- **polysynthetisch**, z.B. Grönländisch

Allerdings handelt es sich bei diesen Kategorien nicht um diskrete, klar voneinander abtrennbare Kategorien, sondern um ein Spektrum. Auch wenn Französisch und Latein hier beide den flektierenden (oder fusionalen) Sprachen zugeordnet sind, ist Französisch klar analytischer als Latein.

Ein Meilenstein auf dem Weg hin zur modernen Typologie waren die Überlegungen von Georg von der Gabelentz. Ein in diesem Kontext häufig angeführtes Zitat lautet:

„Aber welcher Gewinn wäre es auch, wenn wir einer Sprache auf den Kopf zusagen dürften: Du hast das und das Einzelmerkmal, folglich hast du die und die weiteren Eigenschaften und den und den Gesamtcharakter! –wenn wir, wie es kühne Botaniker wohl versucht haben, aus dem Lindenblatte den Lindenbaum construieren könnten. Dürfte man ein ungeborenes Kind taufen, ich würde den Namen Typologie wählen. Hier sehe ich der allgemeinen Sprachwissenschaft eine Aufgabe gestellt, an deren Lösung sie sich schon mit ihren heutigen Mitteln wagen darf.“

(von der Gabelentz, 1891, 481)

In seiner Arbeit lässt von der Gabelentz schon einige moderne Ansätze vorausahnen. So soll eine klare Trennung zwischen genealogischer und typologischer Klassifikation gemacht werden; die Frage nach den formalen Eigenschaften einer Sprache und nach ihrer Abstammung sind zwei unterschiedliche, zuweilen komplett unabhängige Dinge. Des Weiteren lehnt er die Idee ab, dass manche Sprachen „vollkommener“ als andere seien und geht von zyklischen Entwicklungen aus, die sich immer wiederholen. Nicht zuletzt schweben ihm systematische, breite Datenerhebungen mit genormten Ja-Nein-Fragen vor (was tatsächlich dem Design moderner Datenbanken sehr ähnlich kommt, vgl. Skirgård et al., 2023), auf deren Basis man Zusammenhänge zwischen einzelnen Merkmalen statistisch untersuchen könne.

Diese Ideen markierten den Übergang von einer Typologie, die versucht, Sprachen als Gesamtes einzuteilen, hin zu einer *partiellen Typologie*, die sich auf einzelne sprachliche Merkmale fokussiert. Aus der Frage „Was für Sprachen gibt es?“ wurde also die deutlich interessantere (und komplexere) Frage „Welche Strukturen gibt es in Sprachen?“. Demzufolge ging es um die **typologische Generalisierung** von linguistischen Merkmalen; ein Typ war nicht mehr eine „Klasse von Sprachen“, sondern eine Klasse eines solchen Merkmals. In den Fokus rückten Muster, die systematisch in Sprachen dieser Welt vorkommen.

Die Kurzdefinition der Typologie lässt sich also umschreiben in die Klassifikation von Sprachen (in Bezug auf einzelne, formale Merkmale) durch sprachübergreifenden Vergleich und Abstraktion in Typen. Die Typologie arbeitet auf einer sehr deskriptiven Ebene und ist daher unabhängig von bestimmten linguistischen Theorien. Während sich die Typologie des späten 20. Jahrhunderts vor Allem der Frage widmete, was in Sprachen überhaupt möglich ist und wo die natürlichen Grenzen des Systems Sprachen liegen, befasst sich die moderne Typologie zunehmend mit Tendenzen, also welche Muster wahrscheinlich sind. In beiden Fällen geht es um die Identifikation von sprachübergreifenden Mustern und deren Zusammenhang.

6.3 Universalien

Ein Ziel der Typologie ist die Entdeckung von **Universalien**, also Aussagen, die auf jede Sprache zutreffen. Wir können zwischen vier Arten von Universalien unterscheiden, die in Abb. 6.1 schematisch dargestellt sind.

Universalien sind naturgemäß schwer zu beweisen: Schließlich könnte jede neue Sprache, die wir untersuchen, die bisherige Theorie widerlegen. Daher sind die meisten Universalien auch statistisch und/oder implikativ, es gibt nur wenige absolute Allaussagen. Doch auch in diesem Falle bleibt die interessante Frage, warum es solche Universalien überhaupt gibt.

Eine Begründung, die nicht haltbar ist, ist die, dass Universalien auf eine gemeinsame

	absolute	statistische
Allaussagen	Alle Sprachen haben Vokale.	Die meisten Sprachen haben /n/.
Implikationen	Alle Sprachen mit einem /t/ haben auch ein /k/.	Eine Sprache mit einem /n/ hat höchstwahrscheinlich auch ein /m/.

Abbildung 6.1: Kategorisierung von Universalien.

Ursprache aller Sprachen („Proto-Welt“) zurückgehen – denn das begründet nicht die logische Struktur von Implikationen! Wie sollten die Sprachen denn „wissen“, dass sie z.B. ein /k/ nicht vor einem /t/ verlieren dürfen (oder andersherum)? Solche hierarchischen Prozesse können nicht durch Ererbung erklärt werden, genau so wenig wie, dass es gewisse Tendenzen gibt, zu denen Sprachen immer wieder hinzugravitieren scheinen.

Eine weitere unzulängliche Erklärung ist die Hypothese einer **Universalgrammatik**, die Theorie, dass jedem Menschen eine grundlegende Grammatik angeboren sei, von der jede natürliche Sprache abgeleitet ist. Zum einen ist eine solche Grammatik nicht mess- oder belegbar, zum anderen würde sie die Frage nicht lösen, sondern nur auf eine neue Ebene verschieben – dann müsste man sich nämlich die Frage stellen, woher diese Regeln in der Universalgrammatik denn kommen (Comrie, 1998).

Der bessere Erklärungsansatz ist der, dass externe Faktoren ständigen Druck auf die Regeln und die Struktur einer Sprache ausüben (Whaley, 1997). Diese Faktoren sind üblicherweise in der Kognition oder der Umwelt zu verorten, wobei verschiedene Universalien verschiedene Erklärungen benötigen. Einige dieser Gründen sind in der Folge aufgelistet:

- **Diskurs:** Diskursstrukturen haben einen Effekt auf die Form von Sätzen, die über die Zeit grammatisiert werden können, z.B. das Englische Futur mit *will* (‘ich will’ → ‘ich werde’)
- **Ökonomie:** Leicht vorhersagbare Elemente werden häufig getilgt oder kontrahiert (z.B. flektiertes *to be*: Nullkopula im AAVE, Kontraktion im Standardenglisch, vgl. Sitzungen zur Soziolinguistik)
- **Wahrnehmung:** Die menschliche Anatomie bedingt die Wahrnehmung der Umwelt, die wiederum sprachliche Formen prägt (z.B. Farben, *grün* und *blau* fallen häufig in ein Wort zusammen)
- **Embodiment:** Körperteile oder körperliche Erfahrungen werden häufig als Metaphern verwendet (z.B. *Baumrinde* wird in vielen Sprachen als *Baum + Haut* ausgedrückt)
- **Ikonizität:** Die Form reflektiert eine tatsächliche Eigenschaft des Beschriebenen (z.B. Reduplikation zur Pluralbildung)

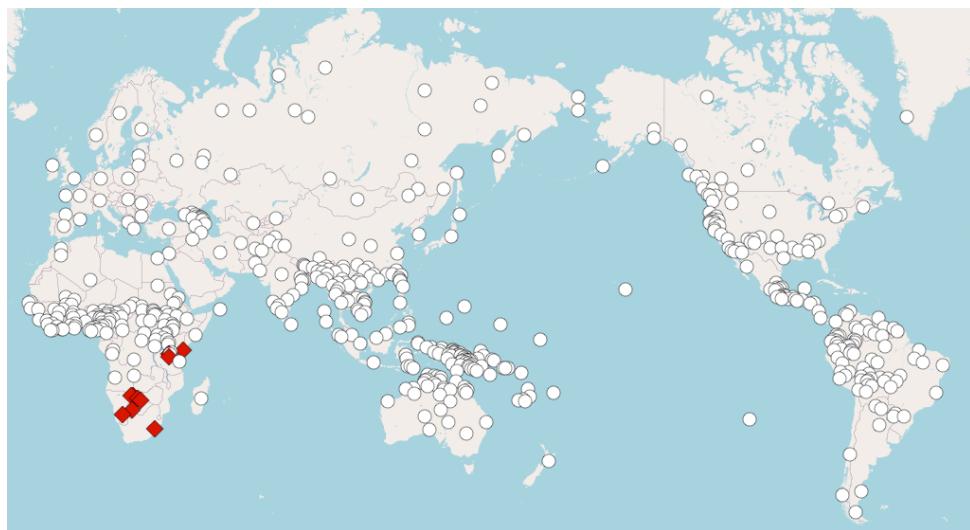


Abbildung 6.2: Geographische Verteilung von Sprachen mit Klickkonsonanten (in rot, Maddieson, 2013a).

- **Kognition:** Gewisse Strukturen sind kognitiv leichter (oder schwerer) zu verarbeiten (z.B.: Strukturen wie *Der Mann, der den Jungen, den der Hund biss, tröstete, lief davon* sind in vielen Sprachen möglich, aber werden selten gebildet, weil sie kognitiv anspruchsvoll sind)
- **Funktionalität:** Universalien können Sprachen funktionaler und damit geeigneter für die Kommunikation machen

6.4 Grundannahmen

Die Typologie kann prinzipiell nur mit lebenden Sprachen arbeiten (oder mit ein paar wenigen Fällen von toten Sprachen, die sehr gut dokumentiert worden sind). Daher muss die **Uniformitätshypothese** angenommen werden, derzufolge sich moderne Sprachen in ihrer Struktur nicht maßgeblich von Sprachen der Vergangenheit unterscheiden.¹ Diese Hypothese gilt als relativ unumstritten: Es gibt keine guten Gründe, anzunehmen, dass das Gegenteil der Fall ist, und es gibt auch unter modernen Sprachen keine Belege dafür, dass die Struktur der Sprache maßgeblich mit Faktoren wie Sesshaftigkeit, Größe der sozialen Gruppen, Sozialstruktur oder Technologie korreliert.

Die zweite Annahme, die die Typologie treffen muss, ist deutlich umstrittener. Damit typologische Beobachtungen überhaupt irgendeine Aussagekraft haben, muss davon ausgängen werden, dass die Sprachen der heutigen Welt divers und zahlreich genug sind, dass man jede theoretisch mögliche Struktur in irgendeiner Sprache finden müsste (Comrie, 1898). Allerdings gibt es Beispiele, die diese These bröckeln lassen: Nur noch ganz wenige Sprachen auf der Welt verwenden Klickkonsonanten (Abb. 6.2) – es wäre durchaus

¹Diese Hypothese ist im Übrigen auch eine essenzielle Grundannahme der historischen Linguistik.

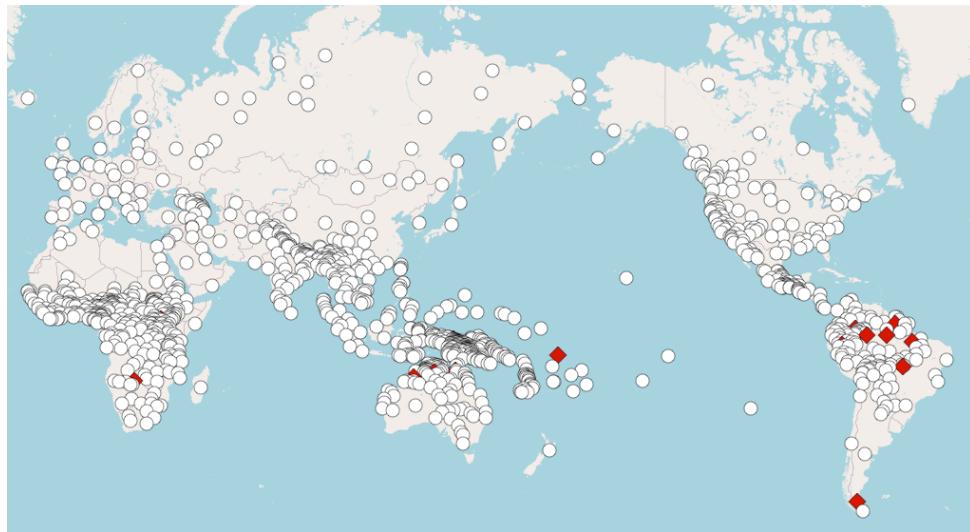


Abbildung 6.3: Geographische Verteilung von Sprachen dem Objekt an erster Stelle (in rot, Dryer, 2013).

denkbar gewesen, dass diese Sprachen ausgestorben wären, bevor typologische Erhebungen veranlasst wurden. In diesem Falle hätten wir nie davon gewusst, dass es überhaupt möglich ist, dass Klicks systematisch als Laute einer Sprache verwendet werden. Ein ähnliches Beispiel sind Sprachen, in deren typischer Satzstellung das Objekt an erster Stelle (also vor Subjekt und Verb) steht. Da diese Sprachen (bis auf einzelne Ausnahmen) nur in Südamerika zu finden sind (Abb. 6.3) und nur noch von wenigen Sprecher:innen gesprochen werden, gilt auch hier: Hätte sich die Typologie erst später entwickelt, hätten wir womöglich nie von dieser möglichen Satzstellung gewusst.

Dennoch bleibt der Typologie methodologisch nichts anderes übrig, als sich in irgendeiner Form auf den Reichtum der aktuellen Sprachdiversität zu verlassen. Generell gilt: Je mehr Daten es zu einem Phänomen gibt, und je diverser diese Datenpunkte verteilt sind, um so unwahrscheinlicher wird es tatsächlich, dass ungewöhnliche Kombinationen möglich sind. Dennoch darf nicht vergessen werden, dass die Abwesenheit eines Phänomens sich **nicht beweisen** lässt. Dementsprechend ist jede typologische Hypothese von Grund auf **falsifizierbar**: Ein Gegenbeispiel genügt, um eine Theorie zu widerlegen.

6.5 Anwendungsfälle

Durch ihre Erkenntnis, welche Muster in Sprachen dieser Welt häufig vorkommen, wie sie zusammenhängen und was eher untypisch ist, findet die Typologie immer wieder Anwendung in anderen Sparten der Linguistik. Die **historische Linguistik** zum Beispiel muss bei der Rekonstruktion von Proto-Sprachen miteinbeziehen, welche Kombinationen von Eigenschaften wahrscheinlich sind (und welche unwahrscheinlich bis sogar unmöglich). In der **Feldforschung** hilft eine gewisse typologische Kenntnis dabei, die zu untersuchenden

Sprachstrukturen schneller zu verstehen und eventuell ungewöhnliche Muster schneller zu erkennen. Auch die **Spracherwerbungsforschung** profitiert von der Typologie: Typologische Generalisierungen können helfen zu verstehen, welche Teile einer Sprache leichter oder schwieriger zu erwerben sind. Das betrifft sowohl den Erstspracherwerb (typologisch seltene Laute werden z.B. oft später erlernt), als auch den Zweitspracherwerb (auf welche Eigenschaften muss im Sprachunterricht besonderes Augenmerk gelegt werden?).

6.6 Phonologische Typologie

Die phonologische Typologie befasst sich mit den Lautstrukturen verschiedener Sprachen, wobei sie sich die Frage stellt, wie diese Strukturen sprachübergreifend variieren können und wo die Grenzen dieser Variation liegen. Die Struktur von **Lautinventaren** und **-sequenzen** ist hierbei am Besten erforscht, wobei wir uns in dieser Sitzung auf die Beobachtung von Lautinventaren beschränken. Typologische Untersuchungen im Bezug auf Lautsysteme sind noch verhältnismäßig einfach, da die Typen (also einzelne Laute) relativ gut voneinander abgrenzbar, sowie sprachübergreifend vergleichbar sind.

Sprachen variieren stark im Bezug auf die Größe ihres Lautinventars, also der Anzahl an Lauten, zwischen denen unterschieden wird. Die kleinsten Inventare weisen gerade einmal 11 Phoneme auf (Rotokas, Bougainville, Papua-Neuguinea: 6 Konsonanten, 5 Vokale; Pirahã, Isolat, Brasilien: 8 Konsonanten, 3 Vokale), während die größten Inventare über 150 verschiedene Laute umfassen können (!Xóõ, Tuu, Namibia: 128 Konsonanten, 28 Vokale). Die Analyse größerer Inventare ist allerdings üblicherweise relativ umstritten, da oft nicht klar abgegrenzt werden kann, welche Laute nun wirklich „unterschiedlich“ sind, und welche lediglich feine Varianten des gleichen Lautes.

Sprachen verfügen durchschnittlich über **ca. 22 Konsonanten**, wobei die Streuung allerdings relativ weit ist: 30% der Sprachen haben über 25 Konsonanten, 38% weniger als 19. Die meisten Sprachen unterscheiden zwischen **5 Vokalen**; die durchschnittliche Größe des Vokalinventars liegt allerdings bei 6. In diesem Kontext lässt sich eine Beobachtung festhalten, die nicht besonders intuitiv scheint: Es gibt keinen statistischen Zusammenhang zwischen der Anzahl an Konsonanten und der Anzahl an Vokalen in einer Sprache. Die Größe des Konsonanteninventars korreliert also überhaupt nicht mit der Größe des Vokalinventars.

6.6.1 Vokale

Alle Sprachen haben Vokale. Jede bekannte Sprache unterscheidet zwischen **mindestens zwei Vokalen** – in diesem Fall einen offenen und einen geschlossenen – was das minimale System zu sein scheint. Sprachen der Welt zeigen eine sehr deutliche Tendenz

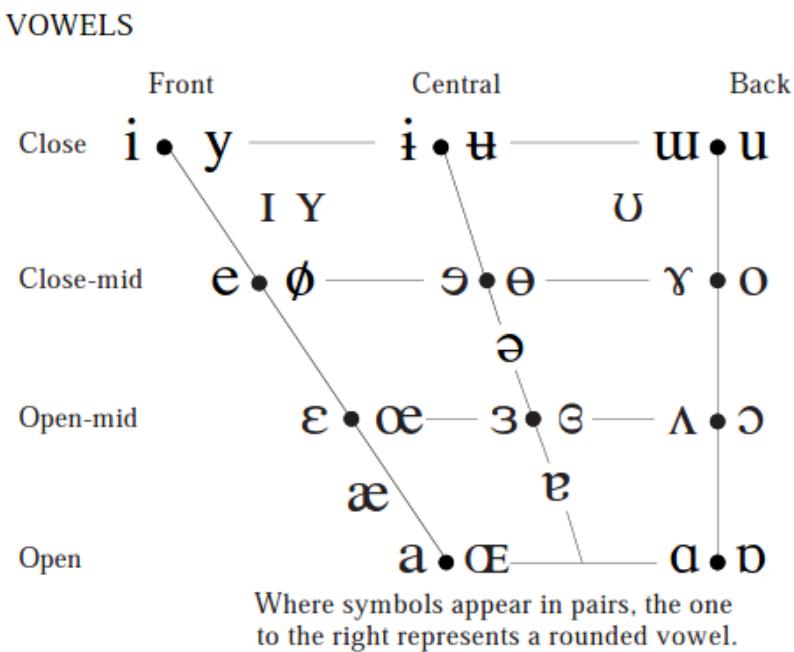


Abbildung 6.4: Das Vokaltrapez nach dem IPA.

hin zu ungerundeten Vordervokalen und gerundeten Hintervokalen, die auch als **primäre Vokale** bezeichnet werden. **Sekundäre Vokale** – also gerundete Vordervokale und ungerundete Hintervokale – sind deutlich seltener und existieren im Normalfall nur als Kontrast zu ihren respektiven primären Vokalen (z.B. /ø/ zu /e/: Gleiche Höhe und Zun- genstellung, Unterschied lediglich in der Rundung). Eine ähnliche Universalie ist, dass keine Sprache mehr nasale als orale Vokale hat. Nasalität wird also auch konstant als sekundäres Unterscheidungsmerkmal verwendet, das sich über ein bestehendes „Gerüst“ an oralen Konsonanten legt.

Vokalsysteme weisen sprachübergreifend faszinierende Symmetrien auf, die sich als Drang nach maximaler Effizienz in der Kommunikation interpretieren lassen. So sind nahezu alle Vokalsysteme so aufgebaut, dass sie die Distanz zwischen den Vokalen maximieren (also, die größtmögliche Distanz bzgl. der Zungenposition; und damit auch die maximale akustische Distanz). Zudem besteht üblicherweise eine Symmetrie entlang der vertikalen Achse; es werden also üblicherweise bei Vorder- und Hintervokalen die gleichen Höhen unterschieden.

Aus diesen Merkmalen ergeben sich einige Grundmuster, die extrem systematisch in Sprachen dieser Welt vorkommen. Ein Blick auf das Vokaltrapez (Abb. 6.4) illustriert dabei die beiden Prinzipien der Distanzmaximierung und der Symmetrie. Hat eine Sprache lediglich drei Vokale, werden diese mit hoher Wahrscheinlichkeit /a/, /i/, /u/ sein – also die drei Vokale, die sich genau in den extremen Ecken des Vokaltrapezes befinden. Bei Systemen mit fünf Vokalen kommen die halbgeschlossenen Vokale /e/, /o/ hinzu. Dieses System ist das typischste und häufigste Vokalsystem der Welt. Systeme mit sieben

Vokalen unterscheiden dann typischerweise noch die halbgeschlossene Vokale von ihren halboffenen Counterparts /ɛ/, /ɔ/. Durch diese Form der Symmetrie sind Systeme mit einer ungeraden Anzahl an Vokalen häufiger, als solche mit einer geraden Anzahl. Eine gerade Anzahl an Vokalen deutet typischerweise darauf hin, dass es zusätzlich zu den beschriebenen peripheren Vokalen (also am Rand des Vokaltrapezes) noch den Mittelvokal /ə/ gibt.

Vokale scheinen im Bezug auf ihre distinktiven Merkmale einer klaren Hierarchie zu folgen: Alle Sprachen unterscheiden zwischen offenen und geschlossenen Vokalen. Die Höhe ist also das grundlegendste distinktive Merkmal und kommt in allen Sprachen vor. Darauf folgt die Zungenstellung: Die allermeisten Vokalsysteme unterscheiden Vorder- von Hintervokalen. Rundung als unterscheidendes Merkmal kommt nur in Systemen vor, die Vokale auch anhand ihrer Höhe und Zungenposition unterscheiden.

Ein ähnliches Bild zeigt sich, wenn wir Nasalisierung und non-modale Phonation (*creaky voice, breathy voice*) untersuchen. Die Nutzung dieser Merkmale deutet immer auf ein überdurchschnittlich großes Vokalinventar hin und kann nur kontrastierend zu oralen, modalen Vokalen stattfinden.

Ein letztes Indiz für die erstaunliche Einheitlichkeit zwischen Vokalsystemen bietet uns die **Vokalharmonie**. Dieser Mechanismus kommt in einigen Sprachen vor (prominent hierbei die finno-ugrischen Sprachen und die Turksprachen) und besagt grob, dass sich die Vokalqualität in Suffixen des Wortstammes anpasst. So wird im Türkischen der Plural von Nomen entweder auf *-lar* oder *-ler* gebildet, je nach dem, ob der Wortstamm auf einen Vorder- oder einen Hintervokal endet (wobei /a/ hier als Hintervokal gilt). Daraus folgen parallele Pluralbildungen wie *ev – evler* (Haus – Häuser), aber *kitap – kitaplar* (Buch – Bücher). Eine interessante Universalie der Vokalharmonie ist nun, dass sie immer auf Rundung oder Zungenposition basiert, nie jedoch auf Vokalhöhe! Systeme mit Vokalharmonie unterscheiden also zwischen gerundeten vs. ungerundeten oder Vorder- vs. Hintervokalen, nie aber zwischen hohen und tiefen Vokalen. Eine weitere interessante Universalie ist, dass der Prozess immer perseverativ und nie antizipatorisch stattfindet. Das heißt, dass immer nur Vokale weiter vorne im Wort nachfolgende Vokale beeinflussen; aber Vokale nie von nachfolgenden Vokalen beeinflusst werden. Entsprechend wirkt sich Vokalharmonie typischerweise auch von Wortstämmen ausgehend auf Suffixe aus, aber nicht anders herum.

6.6.2 Konsonanten

Wie das auch bei den Vokalen der Fall ist, weisen die meisten Sprachen relativ symmetrische Konsonantsysteme auf. Diese lassen sich in der Regel mit einigen Merkmalen (oder Gesten) systematisch beschreiben. Das heißt zum Beispiel, wenn eine Sprache Plosive anhand ihrer Stimmhaftigkeit unterscheidet, wird sie das vermutlich bei allen tun, und

nicht nur bei einem Plosivpaar.

Alle Sprachen haben Plosive. Die meisten Sprachen unterscheiden hierbei zwischen stimmlosen und stimmhaften Plosiven. Typisch sind zwei Plosivserien (stimmlos und stimmhaft) mit jeweils einem bilabialen, koronalen und velaren Artikulationsort. Meistens finden sich an den selben Artikulationsorten stimmhafte Nasale, dazu ist noch der palatale Nasal häufig.

Die allermeisten Sprachen haben Frikative (mit nur wenigen Ausnahmen), wobei die häufigsten /s/, /f/ und /ʃ/ sind. Etwa ein Drittel der Sprachen unterscheidet zwischen stimmhaften und stimmlosen Frikativen. Wird diese Unterscheidung nicht gemacht, sind Frikative **immer stimmlos**: Keine Sprache der Welt hat stimmhafte Frikative, aber keine stimmlosen Frikative. Es gibt eine starke Korrelation zwischen kontrastierender Stimmhaftigkeit bei Frikativen und bei Plosiven. In anderen Worten: Wenn eine Sprache bei der einen Klasse zwischen stimmlosen und stimmhaften Varianten unterscheidet, ist es wahrscheinlich, dass sie es in der anderen Klasse genauso tun wird. Das lässt sich wiederum auf den Grundsatz der Ökonomie zurückführen, dass eben einzelne unterscheidende Merkmale systematisch und effizient wiederverwendet werden.

Weitere typische Konsonanten, die sehr häufig in den Sprachen der Welt vorkommen, sind /l/, /r/, /h/, /?. Konsonantensysteme können typischerweise als Kompromiss zwischen **einfacher Artikulation** und **klarer Perzeption** analysiert werden: Zum einen sollten Konsonanten so gewählt werden, dass sie nicht schwerer zu artikulieren sind, als notwendig; zum anderen sollten sie so verteilt sein, dass sie akustisch möglichst unterschiedlich voneinander sind und daher beim Hören leicht voneinander abzugrenzen sind.

Obwohl die Möglichkeiten, welche Konsonanten wir mit unserem menschlichen Vokaltrakt überhaupt bilden können, anatomisch begrenzt sind, gibt es eine erstaunlich große Menge an Konsonanten, die nur in einer einzigen Sprache beschrieben werden. 41% der Konsonanten, die in der Datenbank *UPSID* (Maddieson, 1984) vorkommen, existieren lediglich in einer Sprache; in *PHOIBLE* (Moran & McCloy, 2019) sind es sogar 50%. Dies lässt zwei Schlüsse zu. Zum einen ist es natürlich beachtlich, zu wie vielen feinen Unterschieden menschliche Sprachen doch in der Lage zu sein scheinen; zum anderen regt es aber auch dazu an, kritisch über die Qualität unserer Daten nachzudenken. Tatsächlich sind Beschreibungen von Lautsystemen bei weitem nicht so klar und eindeutig, wie sie vielleicht scheinen – eine Vergleichsstudie von Anderson et al. (2023) zeigt, dass sich phonologische Beschreibungen von identischen Sprachen teilweise massiv voneinander unterscheiden können. Stark generalisierte Aussagen über verschiedene Lautsysteme müssen also immer mit einer gesunden Skepsis betrachtet werden.

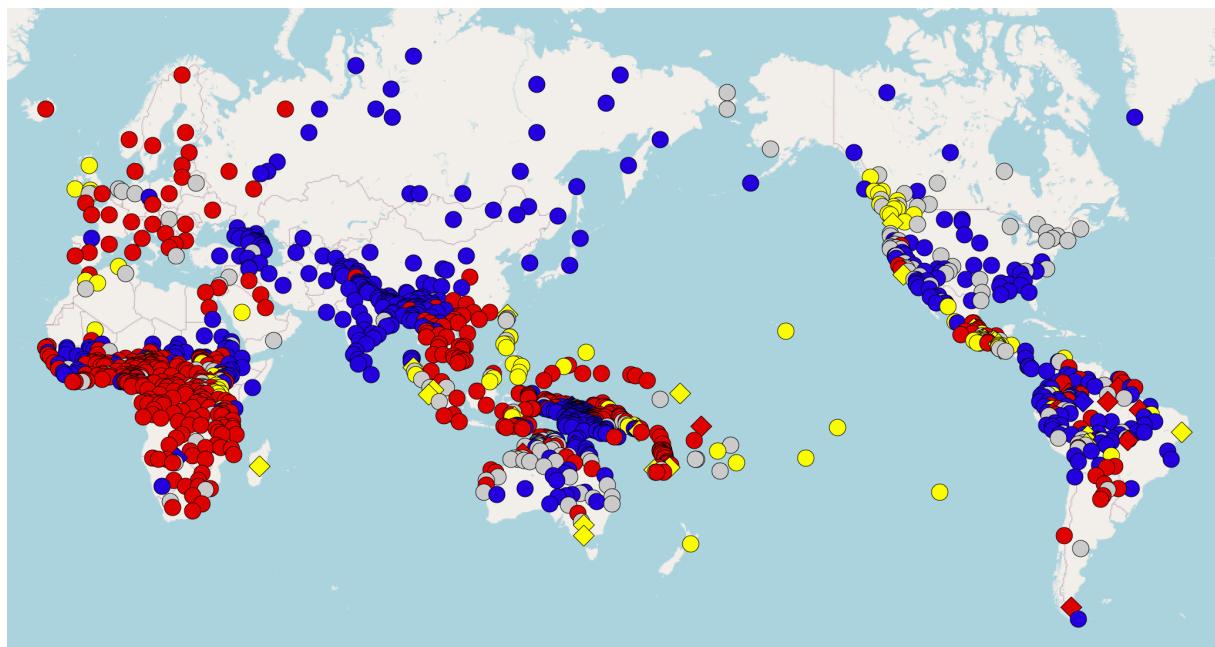


Abbildung 6.5: Wortstellung in transitiven Sätzen (Dryer, 2013). Blaue Kreise: SOV, blaue Rauten: OSV, rote Kreise: SVO, rote Rauten: OVS, gelbe Kreise: VSO, gelbe Rauten: VOS.

6.7 Typologie der Wortstellung

Je höher wir uns auf den beschreibenden Ebenen der Linguistik befinden, umso schwieriger wird ein systematischer, typologischer Vergleich zwischen Sprachen, weil die Strukturen immer abstrakter und sprachspezifischer werden. Die Typologie der Syntax beschränkt sich daher größtenteils auf die **Wortstellung**, insbesondere auf die Reihenfolge der Hauptkonstituenten in transitiven Sätzen: Subjekt (S), Verb (V) und Objekt (O). Diese Form der Typologie geht vor Allem auf Joseph Greenberg zurück, der einige **universale Zusammenhänge** zwischen Wortstellungen postulierte, von denen sich viele bewähren sollten.

Wenn wir uns die Reihenfolge von S, V und O anschauen, gibt es sechs logisch mögliche Kombinationen, die untereinander sehr ungleich verteilt sind (Abb. 6.5): **SOV** (41%), **SVO** (35%), **VSO** (7%), **VOS** (2%), **OVS** (1%), **OSV** (0,3%).² Greenberg (1963) stellt einige **Implikationen** auf, nach denen die grundsätzliche Wortstellung mit der Reihenfolge anderer Konstituenten korreliert. Fasst man diese zusammen, ergeben sich vier sehr häufige Kombinationen:

- **VSO:** Präpositionen, N-Genitiv, N-Adjektiv (z.B. Arabisch, Irisch)
- **SVO:** Präpositionen, N-Genitiv, N-Adjektiv (z.B. Französisch, Spanisch)
- **SOV:** Postpositionen, Genitiv-N, Adjektiv-N (z.B. Japanisch, Türkisch)

²Die restlichen Prozentpunkte entfallen auf Sprachen, bei denen es keine klar dominante Wortstellung gibt.

- **SOV:** Postpositionen, Genitiv-N, N-Adjektiv (z.B. Baskisch)

Das lässt sich wiederum in zwei abstraktere Muster vereinfachen:

- **VO:** Präpositionen, N-Genitiv, N-Adjektiv (gleiche Tendenz auch in VOS-Sprachen)
- **OV:** Postpositionen, Genitiv-N, Adjektiv-N (mit Ausnahmen im letzten Punkt)

Ein möglicher Erklärungsansatz für diese Tendenzen ist, dass all diese Kombinationen kognitiv ähnliche Prozesse sind, und Sprachen daher nach Einheitlichkeit in Bezug auf die Reihenfolge zwischen „Hauptwort“ und „Bezugswort“ streben (vgl. Dryer, 1992). Hierzu muss allerdings auch gesagt werden, dass es sich hier nur um grobe Tendenzen handelt, zu denen es viele Gegenbeispiele in alle Richtungen gibt.

6.8 Typologie des Wortschatzes

Eine interessante, sprachübergreifende Perspektive auf den Wortschatz (auf die hier nur kurz eingegangen werden soll) sind **Kolexifizierungen** – das Phänomen, wenn zwei Konzepte in einer Sprache durch das selbe Wort ausgedrückt werden (François, 2008). Interessanterweise scheint es auch hier einen gewissen Hang zur Symmetrie zu geben: Sprachen, die „Hand“ und „Arm“ kolexifizieren, tendieren auch zur Kolexifizierung von „Fuß“ und „Bein“ (Tjuka, Forkel & List, 2024). Generell können Kolexifizierungsmuster uns Aufschluss darüber geben, welche Konzepte und Ideen in der menschlichen Wahrnehmung nah miteinander verknüpft sind.

6.9 Typologische Datenbanken

Mit der stetig zunehmenden Menge an digitalen, sprachübergreifenden Daten entstanden in den letzten Jahrzehnten auch große typologische Datenbanken, von denen eine Auswahl hier genannt sei:

- **The World Atlas of Language Structure (WALS):** 192 Merkmale auf verschiedenen linguistischen Ebenen, 2.662 Sprachen (Dryer & Haspelmath, 2013, <https://wals.info>)
- **PHOIBLE:** Phoneminventare von 2.186 Sprachen (Moran & McCloy, 2019, <https://phoible.org>)
- **Grambank:** 195 grammatische (morphologische & syntaktische) Merkmale, 2.467 Sprachen (Skirgård et al., 2023, <https://grambank.clld.org>)

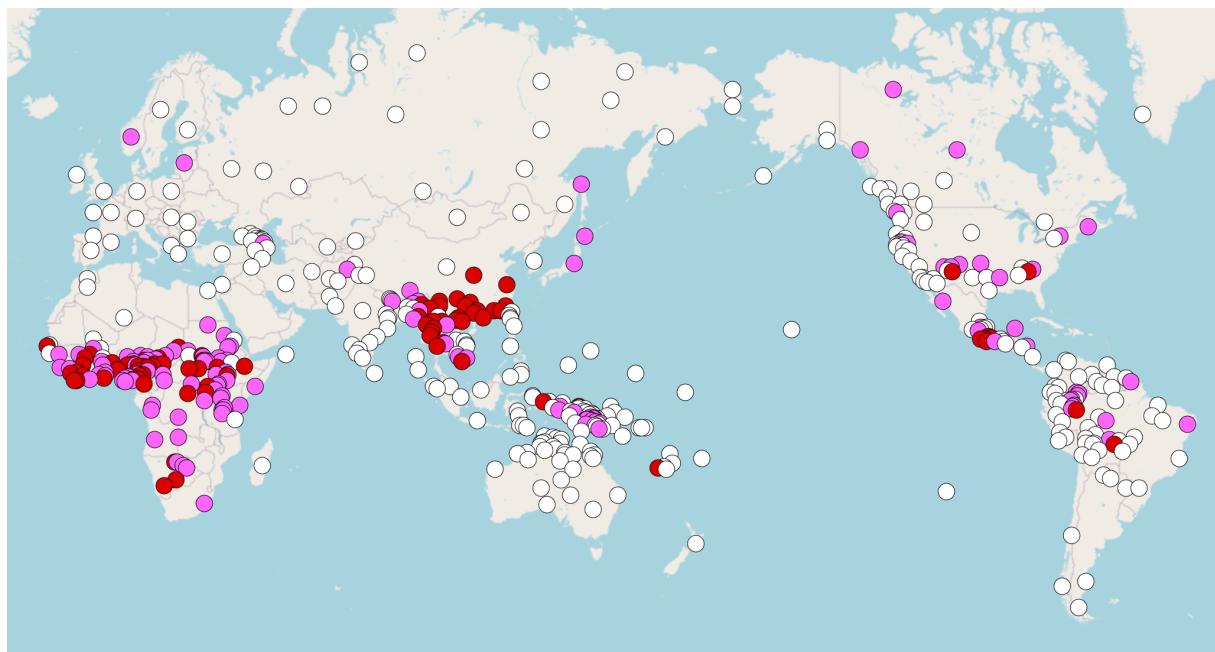


Abbildung 6.6: Verteilung von Tonsprachen auf der Welt (Maddieson, 2013b). Weiß: Keine Töne, rosa: simples Tonsystem, rot: komplexes Tonsystem.

Durchstöbere einige Merkmale von WALS. Vergleiche das Deutsche mit anderen (nicht europäischen, nicht indogermanischen) Sprachen. Was fällt dir auf? Wie „typisch“ verhält sich das Deutsche?

6.10 Methodologische Herausforderungen

Die Typologie muss sich einigen methodischen Herausforderungen stellen, die anhand eines konkreten Beispiels illustriert werden sollen. Abb. 6.6 zeigt die geographische Verteilung von Tonsprachen auf der Welt, also solche Sprachen, bei denen unterschiedliche Tonhöhen einer Silbe zu unterschiedlichen Bedeutungen führen. Es ist deutlich zu sehen, dass Tonsprachen besonders häufig in Afrika und Südostasien vorkommen, und sich generell um den Äquator herum zu konzentrieren scheinen.

Everett, Blasi und Roberts (2015) stellten die (sehr umstrittene) Hypothese auf, dass das kein Zufall sei, sondern ein tatsächlicher Effekt der Umwelt auf die Sprachen: Demnach begünstige warme, feuchte Luft Tonsysteme. Kalte, trockene Luft hingegen trockne die Stimmbänder aus, wodurch die Artikulation verschiedener Tonhöhen schwieriger würde, was Tonsysteme demnach benachteiltig. Während diese Hypothese derzeit von den meisten Forschenden abgelehnt wird, zeigt sie schön auf, wie schwierig (und teilweise problematisch) typologische Forschung sein kann.

Denn korreliert man naiv die geographische Position oder Umgebung der einzelnen Sprachen mit der Reichhaltigkeit ihres Tonsystems, findet sich eine deutliche Korrelation. Diese

Analyse hat allerdings ein großes Problem: Sie nimmt an, dass alle diese Sprachen *unabhängig* voneinander sind (zumindest in Bezug auf das Merkmal der Tonalität). Das ist natürlich nicht der Fall: Strukturelle Merkmale werden häufig aus einer Proto-Sprache ererbt, oder von benachbarten Sprachen übernommen. Sprachverwandtschaft und Sprachkontakt spielen also eine enorme Rolle im Bezug auf die Verteilung von strukturellen Merkmalen. Wenn wir einen Zusammenhang zwischen Sprache und Umwelt belegen wollen, wären Sprachkontakt und Sprachverwandtschaft also massive Störvariablen, die irgendwie kontrolliert werden müssen.

Darüber, wie genau man diese Faktoren voneinander abgrenzen kann, wird in der Forschung heiß diskutiert. In Bezug auf Everetts Hypothese jedoch gibt es eine Reihe an Gegenstudien, die zumindest einmal zeigen, dass die vorgelegte Hypothese auf sehr wackeligen Beinen steht: Die scheinbare Korrelation verschwindet, wenn man ein anderes statistisches Modell verwendet (Hammarström, 2016), die Datenquellen ändert (Roberts, 2018), oder sich auf eine Sprachfamilie beschränkt (Hartmann, Roberts, Valdes & Grollemund, 2024), wo der Effekt ja laut der Hypothese auch vorkommen müsste.

Insbesondere bei Studien von globalem Ausmaß müssen wir also immer im Hinterkopf behalten, dass Analysen nicht nur abhängig vom zugrundeliegenden statistischen Modell sind, sondern auch von den Rohdaten. Insbesondere beim Vergleich vieler verschiedener Sprachen können diese sich massiv voneinander unterscheiden, was zum Teil zu stark abweichenden Analysen führen kann (vgl. Snee, Ciucci, Rubehn, van Dam & List, 2025).

Übungsfragen

1. Was ist der Unterschied zwischen Allaussagen und Implikationen? Welches von beidem ist häufiger? Begründe kurz.
2. Eine Sprache unterscheidet zwischen stimmlosen und stimmhaften Frikativen. Kannst du dadurch eine Aussage treffen, wie sich Plosive vermutlich in dieser Sprache verhalten?

Lade deine Lösungen bitte als PDF-Datei mit dem Namen 0123_05 - typologie.pdf auf Stud-IP hoch, wobei du 0123 durch deine **Matrikelnummer** ersetzt.

Literaturverzeichnis

Anderson, C., Tresoldi, T., Greenhill, S. J., Forkel, R., Gray, R. & List, J.-M. (2023). Variation in phoneme inventories: Quantifying the problem and improving comparability. *Journal of Language Evolution*, 8 (2), 149-168. doi: 10.1093/jole/lzad011

- Comrie, B. (1898). *Language Universals and Linguistic Typology: Syntax and Morphology* (2. Aufl.). Chicago: University of Chicago Press.
- Dryer, M. S. (1992). The Greenbergian word order correlations. *Language*, 68 (1), 81-138.
- Dryer, M. S. (2013). Order of subject, object and verb (v2020.4) [Data set]. In M. S. Dryer & M. Haspelmath (Hrsg.), *The World Atlas of Language Structures Online*. Zenodo. Zugriff auf <https://doi.org/10.5281/zenodo.13950591> doi: 10.5281/zenodo.13950591
- Dryer, M. S. & Haspelmath, M. (Hrsg.). (2013). *Wals online* (v2020.4) [Data set]. Zenodo. Zugriff auf <https://doi.org/10.5281/zenodo.13950591> doi: 10.5281/zenodo.13950591
- Everett, C., Blasi, D. E. & Roberts, S. G. (2015). Climate, vocal folds, and tonal languages: Connecting the physiological and geographic dots. *Proceedings of the National Academy of Sciences*, 112 (5), 1322-1327.
- François, A. (2008). Semantic maps and the typology of colexification: Intertwining polysemous networks across languages. In M. Vanhove (Hrsg.), *From polysemy to semantic change* (S. 163-215). Amsterdam: Benjamins. doi: 10.1075/slcs.106.09fra
- Greenberg, J. H. (1963). Some universals of grammar with particular reference to the order of meaningful elements. *Universals of language*, 2, 73-113.
- Hammarström, H. (2016). Commentary: There is no demonstrable effect of desiccation. *Journal of Language Evolution*, 1 (1), 65-69.
- Hartmann, F., Roberts, S. G., Valdes, P. & Grollemund, R. (2024). Investigating environmental effects on phonology using diachronic models. *Evolutionary Human Sciences*, 6, e8. doi: 10.1017/ehs.2023.33
- Maddieson, I. (1984). *Patterns of sounds*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Maddieson, I. (2013a). Presence of uncommon consonants (v2020.4) [Data set]. In M. S. Dryer & M. Haspelmath (Hrsg.), *The World Atlas of Language Structures Online*. Zenodo. Zugriff auf <https://doi.org/10.5281/zenodo.13950591> doi: 10.5281/zenodo.13950591
- Maddieson, I. (2013b). Tone (v2020.4) [Data set]. In M. S. Dryer & M. Haspelmath (Hrsg.), *The world atlas of language structures online*. Zenodo. Zugriff auf <https://doi.org/10.5281/zenodo.13950591> doi: 10.5281/zenodo.13950591
- Moran, S. & McCloy, D. (Hrsg.). (2019). *Phoible 2.0*. Jena: Max Planck Institute for the Science of Human History. Zugriff auf <https://phoible.org/> doi: 10.5281/zenodo.2593234
- Roberts, S. G. (2018). Robust, causal, and incremental approaches to investigating linguistic adaption. *Frontiers in Psychology*, 9 (166).
- Skirgård, H., Haynie, H. J., Blasi, D. E., Hammarström, H., Collins, J., Latarche, J. J., ... Gray, R. D. (2023). Grambank reveals the importance of genealogical constraints on linguistic diversity and highlights the impact of language loss. *Science Advances*, 9 (16). doi: 10.1126/sciadv.adg6175

- Snee, D., Ciucci, L., Rubehn, A., van Dam, K. P. & List, J.-M. (2025). Unstable grounds for beautiful trees? Testing the robustness of concept translations in the compilation of multilingual wordlists. In *Proceedings of the 7th Workshop on Research in Computational Linguistic Typology and Multilingual NLP (SIGTYP)* (S. 16-28). Wien: Association for Computational Linguistics.
- Tjuka, A., Forkel, R. & List, J.-M. (2024). Universal and cultural factors shape body part vocabularies. *Scientific Reports*, 14 (10486). doi: <https://doi.org/10.1038/s41598-024-61140-0>
- von der Gabelentz, G. (1891). *Die Sprachwissenschaft, ihre Aufgaben, Methoden und bisherigen Ergebnisse*. Leipzig: C. H. Tauchnitz.
- Whaley, L. J. (1997). *Introduction to Typology: The Unity and Diversity of Language*. SAGE Publications.

7 Sprachevolution

7.1 Einführung

Alle Völker der Erde sprechen eine Sprache – wir kennen keine menschliche Gesellschaft, die nicht in Form von Sprache miteinander kommunizieren. Die menschliche Sprache ist im Tierreich einzigartig: Unsere engsten lebenden Verwandten, die Schimpansen, sind nicht in der Lage zu sprechen. Das wirft natürlich die Frage auf: Wie hat sich menschliche Sprache entwickelt?

An dieser Frage hängen eine Reihe weiterer Fragen. Was definiert überhaupt menschliche Sprache, und wie ist sie von anderen Kommunikationssystemen abzugrenzen? Hat die Entwicklung der Sprache abrupt oder graduell stattgefunden? Wann hat sie sich entwickelt? Konnten unsere Vorfahren (z.B. *homo erectus*) oder unsere „Cousins“ (z.B. *homo neanderthalensis*) sprechen? Welche Hinweise auf Sprachentwicklung finden wir?

7.1.1 Menschliche Sprache

Bevor wir die anderen Fragen angehen können, müssen wir uns zunächst kurz mit der Frage befassen, was überhaupt menschliche Sprache ist – erst, wenn wir wissen, wonach genau wir suchen, können wir Hypothesen formulieren, wie und wann es sich entwickelt hat. Der Linguist Noam Chomsky illustriert eine (vermutliche) Einzigartigkeit der menschlichen Sprache anhand des folgenden Satzes:

„Colorless green ideas sleep furiously.“ (Chomsky, 1957)

Nun, was will uns dieser Satz sagen? Inhaltlich vermutlich erstmal nichts, denn er ergibt ja überhaupt keinen Sinn. Und das ist genau das Interessante daran: Wir können uns trotzdem irgendetwas unter dieser Aussage vorstellen, selbst wenn wir diesen Satz noch nie gehört haben! Das heißt also: Gemäß der syntaktischen Regeln einer Sprache können wir Wörter praktisch beliebig miteinander kombinieren. Sprache erlaubt es uns also, aus grundsätzlich begrenztem Material (Wortschatz, oder noch klarer, Laute) unendlich viele Kombinationen zu bilden.

Was genau nun die Eigenschaften der menschlichen Sprache sind, und wie man diese formalisieren kann, wird nach wie vor heiß diskutiert. Diese Diskussionen können ganze Bücher füllen und würden daher den Rahmen dieser einen Sitzung sprengen. Belassen wir es also pragmatisch bei der Aussage, dass die Komplexität der Grammatik menschlicher Sprachen, die für Rekombination und Rekursion kleinerer Elemente erlaubt, ein einzigartiges Merkmal ist, ohne dies genau zu formalisieren.

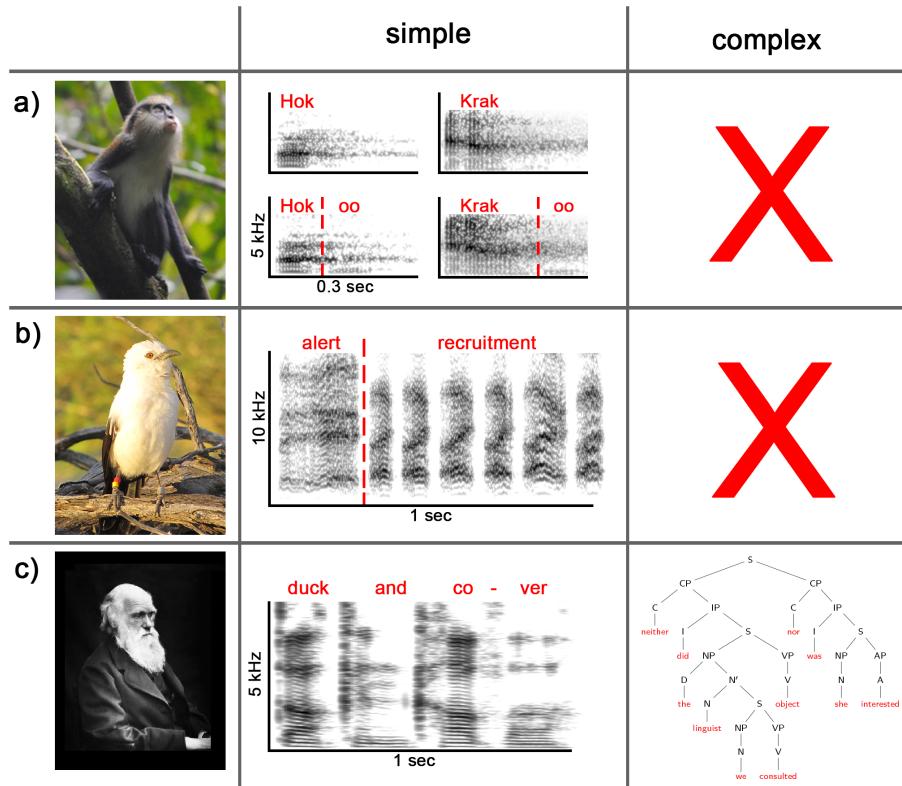


Abbildung 7.1: Verschiedene Kommunikationssysteme im Tierreich (Townsend et al., 2018).

Weitere Voraussetzungen für menschliche Sprache (die jedoch per se nicht einzigartig für menschliche Sprache sind, Fitch, 2017), sind einerseits die Fähigkeit der komplexen Vokalisierung, also dass eine Reihe verschiedener Laute präzise angesteuert und wiedergegeben werden; andererseits die Fähigkeit der semantischen und pragmatischen Kontextualisierung, also grob gesagt, dass sich Bedeutung je nach Kontext ändern kann. Auf dieser Ebene können wir besser ansetzen: Es müssen gewisse kognitive und anatomische Fertigkeiten gegeben sein, damit menschliche Sprache in irgendeiner Weise produziert und verstanden werden kann (vgl. Abb. 7.1).

7.1.2 Grundlagen

Was die Evolution der menschlichen Sprache betrifft, können wir sowohl den Startpunkt, als auch den Endpunkt relativ sicher bestimmen. Wir wissen, dass sich die Linien, aus denen später jeweils die Schimpansen und die Menschen hervorgingen, vor etwa 7 Millionen Jahren voneinander abspalteten (vgl. Abb. 7.2). Zu diesem Zeitpunkt hat mit großer Sicherheit noch keine Form von Sprache existiert. Wir können hingegen davon ausgehen, dass Sprache spätestens vor 50.000 Jahren voll entwickelt war.¹ Die gleichermaßen interessante und schwierige Frage ist hier also – was ist in der Zeit dazwischen passiert?

Bevor wir uns dieser Frage widmen, klären wir kurz ein paar Grundlagen. Abb. 7.3 zeigt

¹Im Folgenden werden die Abkürzungen **Ma** (Millionen Jahre her) und **ka** (Tausend Jahre her) verwendet.

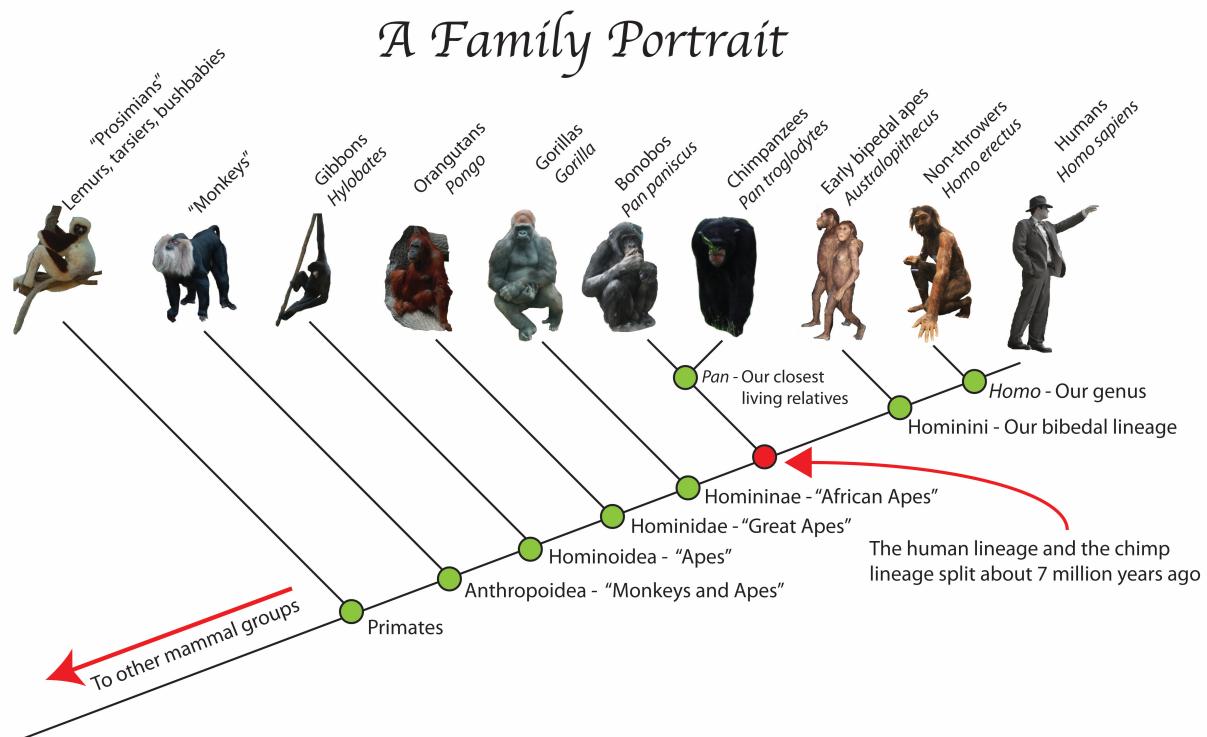


Abbildung 7.2: Stammbaum der Primaten (Borths & Pritchard, 2013).

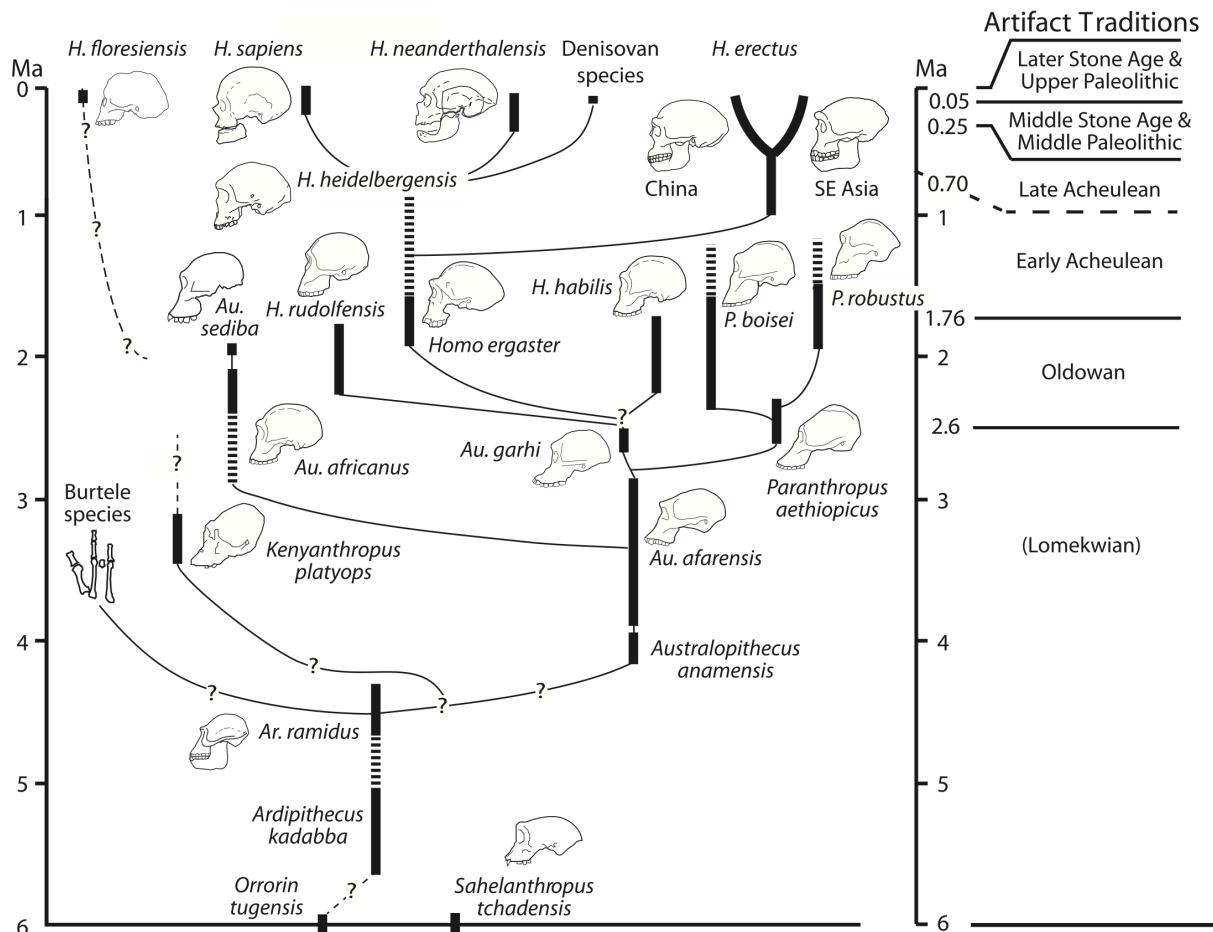


Abbildung 7.3: Mögliche Phylogenie der Hominini (Klein, 2017).

eine aktuelle Phylogenie der *Hominini*, also jene Spezies, die näher mit dem modernen Menschen verwandt sind als mit dem Schimpansen (oder irgendwelchen anderen Menschenaffen). Die frühesten Hominini (*Sahelanthropus*, *Ardipithecus*, ...) sind für dieses Thema nicht weiter relevant. Interessant wird es erst ab einer gewissen Gruppe, die als *Australopithen* zusammengefasst wird: Sie umfasst die Gattungen *Australopithecus* und *Paranthropus* (ersterer gilt als direkter Vorfahre der Gattung *Homo*). Australopithen werden häufig als „zweibeinige Menschenaffen“ bezeichnet, da sie zwar schon aufrecht gingen, ihre Lebensweise jedoch noch sehr den Menschenaffen ähnelte.

Die ältesten bekannten Spezies, die wir relativ sicher der Gattung *homo* zuordnen können, sind *H. rudolfensis* und *h. habilis* (die allerdings im Kontext dieses Themas auch keine große Rolle spielen). Wirklich interessant wird es erst ab dem etwas später auftauchenden *h. ergaster* (der von vielen Fachleuten allerdings nicht als eigene Spezies, sondern als frühere Form des *h. erectus* angesehen wird). Deutlich jünger ist dann der *h. heidelbergensis*, der eventuell ein direkter Nachkomme des *h. ergaster* und vermutlich der direkte Vorfahre des *h. sapiens* und seinen engsten Verwandten (*h. neanderthalensis*, Denisova-Menschen) ist.²

7.2 Indizien für Sprachevolution

Es gibt keine Fossilien von Sprache. Wir haben also keine direkten Belege für die Sprachevolution. Entsprechend bleibt uns nichts anderes übrig, als mit indirekten Belegen zu arbeiten, die potenziell Rückschlüsse auf die Sprachfähigkeit des Menschen erlauben. Klein (2017) führt hierbei Belege aus der Anatomie, der Genetik und der Archäologie auf, die im Folgenden näher beleuchtet werden sollen.³

7.2.1 Anatomie

Die direkteste Form der Indizien für die Sprachevolution stellen fossile Funde dar, anhand derer wir die Anatomie verschiedenster Spezies rekonstruieren können. Hierbei ist vor allem die Anatomie des Schädels interessant, da wir darüber sowohl Rückschlüsse auf das Gehirn (und damit auf kognitive Fähigkeiten), als auch auf den Vokaltrakt (und damit auf motorische Fähigkeiten) ziehen können.

Ein Faktor, der relativ einfach nachzuvollziehen ist, ist die Enzephalisation, also das Verhältnis zwischen Körper- und Hirnmasse. Säugetiere sind generell stark enzephalisiert; sie

² Manchmal findet sich parallel der Begriff *h. antecessor*, der hypothetische direkte Vorfahre der modernen Menschen; durch diese Abtrennung wird die Hypothese abgeschwächt, dass *h. heidelbergensis* der direkte Vorfahre der modernen Menschen sei.

³ Die gesamte Sektion 7.2 orientiert sich stark an Klein (2017). Alle Primärquellen, sowie weitere Erläuterungen, finden sich in diesem Artikel.

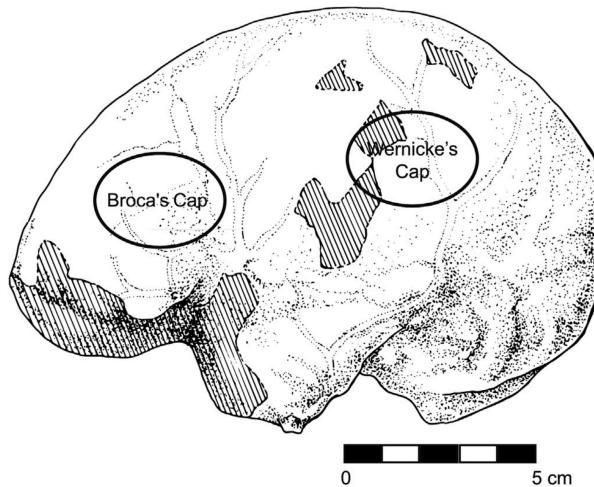


Abbildung 7.4: Abdrücke des Broca- und Wernickeareals auf einem Schädelausguss (Klein, 2017).

haben also im Verhältnis deutlich größere Gehirne als andere Tiere. Insbesondere weist der moderne Mensch aber eine sehr hohe Enzephalisation auf, gerade auch im Vergleich zu anderen Menschenaffen. Diese Entwicklung können wir relativ gut nachvollziehen: Der Fossilbericht zeigt, dass sich die Hirnmasse der Menschen von den Australopithen (2 Ma) zu den Menschen des späten Pleistozäns (130 ka) etwa verdreifacht hat. Insbesondere vor *h. ergaster* und *h. heidelbergensis* ist ein relativ abrupter Anstieg zu erkennen; danach wächst die Hirnmasse bis zum moderatenen *h. sapiens* und seinen nahen Verwandten graduell weiter. Der *h. sapiens* weist unter den Menschen die höchste Enzephalisation auf, was im Vergleich mit dem *h. neanderthalensis* aber vor Allem daran liegt, dass dieser eine höhere Körpermasse (bei vergleichbarer Hirnmasse) hat.

Der Vorteil von größeren Gehirnen liegt auf der Hand, da sie erhöhte kognitive Leistung zulassen. Allerdings kostet das auch seinen Preis: Zum einen verbraucht Hirnmasse sehr viel Energie. Es wird geschätzt, dass das Gehirn des moderatenen *h. sapiens* ca. 20% der verstoffwechselten Energie beansprucht. Zum anderen benötigen größere Gehirne natürlich auch größere Schädel, was sowohl die Geburt von Kindern verkompliziert, als auch die darauffolgende Aufzucht, da menschliche Babys (im Vergleich zu anderen Spezies) mit besonders unterentwickelten Gehirnen auf die Welt kommen und damit nach der Geburt erstmal komplett hilflos sind. Diese Umstände stellen evolutionär durchaus schwerwiegende Nachteile dar; die Gehirne sind dennoch über die Zeit stetig größer geworden, was impliziert, dass der evolutionäre Vorteil größer war als die Nachteile. Eine mögliche Erklärung, warum das konkret der Fall war, ist, dass höhere Intelligenz die Bildung und Koordination von größeren sozialen Gruppen ermöglichte. Dies wiederum könnte ein Indiz für eine grundlegende Form der (sprachlichen) Kommunikation sein.

Die reine Hirnmasse ist allerdings kein optimales Indiz für Sprachkompetenz, da sich von ihr maximal das Potenzial für Sprache ableiten lässt. Ein präziserer Indikator ist die Anatomie des Neocortex, also der Großhirnrinde. Der Fokus hierbei liegt auf zwei Arealen, die

typischerweise mit Sprache assoziiert werden: Das Broca-Areal für Sprachproduktion und das Wernicke-Areal für Sprachverarbeitung.

Um die Anatomie des Gehirns zu rekonstruieren, können Schädelausgüsse angefertigt werden – in den Schädel wird also Gips (o.Ä.) gegossen, der dann herausgelöst wird, wodurch sich ein grobes Abbild des Gehirns bildet, das sich einst in diesem Schädel befand. Diese Methode ist natürlich nicht ganz ideal, weil etwas „Füllmasse“ zwischen dem Gehirn und den Schädelknochen liegt, allerdings ist sie als Annäherung gut genug, um die Oberfläche der Gehirne grob rekonstruieren zu können. Tatsächlich werden sowohl das Broca- als auch das Wernicke-Areal in solchen Schädelausgüssen als Beulen sichtbar, wenn sie stark ausgeprägt sind (Abb. 7.4). Die Datenlage beim Wernicke-Areal ist nicht besonders aufschlussreich, da es einerseits schwieriger zu rekonstruieren ist, andererseits wohl auch bei Schimpansen schon ausgeprägt ist. Ein anderes Bild ergibt sich beim Broca-Areal: Dieses ist in allen Menschen deutlich erkennbar, während es bei Schimpansen und Australopithen klar fehlt. Das heißt: Die kortikale Voraussetzung für das Sprachen ist wahrscheinlich 2 Ma, spätestens jedoch 600 ka voll ausgebildet.

Es gibt eine Reihe weiterer anatomischer Merkmale, die das Sprechen begünstigen oder sogar erst ermöglichen, bei denen wir ein ähnliches Bild vorfinden. Der moderne Mensch hat eine relativ stark gewölbte Schädelbasis, die mit einem niedrigeren Kehlkopf zusammenhängt (während die Schädelbasis bei Menschenaffen flach ist). Dadurch vergrößert sich der Mundraum, was die Artikulation von distinkten Vokalen ermöglicht. Trotz des Nebeneffekts, dass ein niedrigerer Kehlkopf die Verschluckungsgefahr deutlich erhöht, hat sich dieses Merkmal durchgesetzt. Darauf deutet auch die Anatomie des Zungenbeins hin, an dem der Kehlkopf aufgehängt ist. Menschenaffen und Australopithen haben ein dickeres Zungenbein, an dem ein Luftsack aufgehängt ist – ein solcher Luftsack ermöglicht zwar laute Vokalisierungen, verhindert aber eine Artikulation, die präzise genug für menschliche Sprache ist. Der Wirbelkanal bei Menschen ist auf Höhe des Brustkorbes weiter, um Platz für mehr Nerven zu bieten, die Atmung und Luftstrom präzise steuern können. Die Knochen im Mittelohr, sowie die Hörschnecke (*Cochlea*) haben sich bei Menschen dahingehend entwickelt, vor Allem die Frequenzen gut wahrzunehmen, die für die Sprache relevant sind.

Bei all diesen Merkmalen findet sich mehr oder weniger das gleiche Bild: Die Australopithen haben sich größtenteils den älteren, „affenartigen“ Zustand erhalten, während schon die frühesten Menschen der Anatomie des modernen Menschen deutlich näher sind. Das könnte darauf hindeuten, dass einige Grundvoraussetzungen für Sprache sich schon früh in der Gattung *homo* entwickelt haben, und eine rudimentäre Form von Sprache schon vor einiger Zeit entstand.

7.2.2 Genetik

Auch die Genetik kann uns Aufschlüsse darüber geben, wie sich Sprache entwickelt hat. Es gibt eine Handvoll Gene, die mit der Fähigkeit zu sprechen in Verbindung gebracht werden. Das prominenteste hiervon ist *FOXP2*, das für die embryonale Entwicklung gewisser neuronaler Verbindungen kodiert, die mit Sprache zusammenhängen. Klinische Untersuchungen zeigen, dass eine Schädigung dieses Gens zu starken Sprach- und Verständnisstörungen führt. *FOXP2* scheint also eine notwendige Grundlage dafür zu sein, die moderne menschliche Sprache in all ihrer Komplexität zu erlernen.

Besonders interessant ist in diesem Kontext, dass die moderne Version von *FOXP2* wohl etwa 200.000 Jahre alt ist – deutlich später als die Aufspaltung von *h. sapiens*, *h. neanderthalensis* und Denisova-Menschen. Dennoch sind die kodierenden Regionen des Gens bei allen drei Spezies identisch – das spricht dafür, dass der evolutionäre Vorteil dieser Mutation so groß war, dass sie sich über alle drei Spezies hinweg sehr schnell durchgesetzt hat. Das wiederum könnte ein Indiz für eine deutlich höhere Sprachkompetenz sein, die einen solchen evolutionären Vorteil durch deutlich bessere Koordination von sozialen Gruppen bietet.

7.2.3 Archäologie

Auch archäologische Funde über menschliche Fossilien hinaus lassen Mutmaßungen über die Entwicklung menschlicher Sprache zu. Wir können archäologische Funde von Steinartefakten in fünf Perioden kategorisieren:

- **2,6-2,5 Ma:** Erste gesicherte Belege für bewusste, scharfkantige Abschläge von Steinen.
- **1,8-1,7 Ma:** Erste Steinartefakte durch wiederholte Abschläge, Nutzung als Faustkeile oder Handäxte
- **1-0,7 Ma:** Verfeinerte Steinartefakte mit dünneren und schärferen Klingen
- **300-250 ka:** Kleinere, feinere Abschläge ersetzen o.g. Artefakte; Hauptnutzung vermutlich als Speerspitzen
- **50-40 ka:** Große Mengen an Artefakten, inkl. symbolischer Kunst und persönlichem Schmuck (z.B. die Venus von Hohle Fels, Abb. 7.5)

Die Existenz von Kunst und Schmuck 50 ka bezeugt, dass der Mensch zu diesem Zeitpunkt in der Lage war, abstrakte Verbindungen zwischen einer Form und einer Bedeutung herzustellen. Damit ist davon auszugehen, dass sich Sprache zu diesem Zeitpunkt voll entwickelt hatte. Das fällt auch zeitlich zusammen mit der Expansion des *h. sapiens* aus Afrika

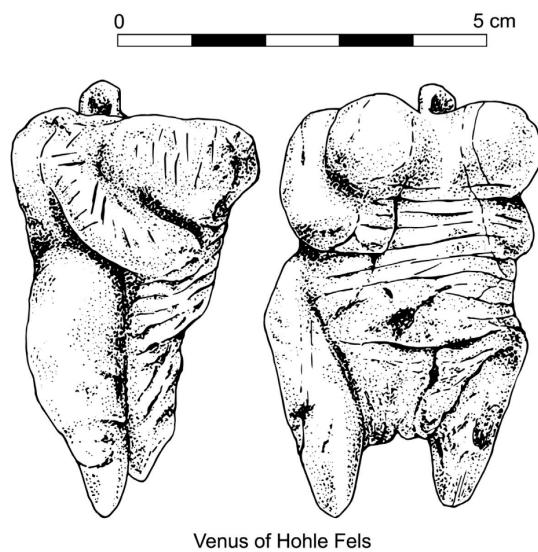


Abbildung 7.5: Die Venus von Hohle Fels (Klein, 2017).

nach Eurasien, wo die „einheimischen“ Menschenarten relativ schnell verdrängt wurden (wie der Neanderthal in Europa).

Aber auch schon früher könnten Entwicklungen in der Technologie und der Sprache miteinander einhergegangen sein – experimentelle Studien zeigen, dass es einige interessante Zusammenhänge gibt. So können moderne Menschen zwar die Herstellung von Steinwerkzeugen durch reine Imitation erlernen, tun dies aber mit verbaler Anweisung deutlich effizienter und konsistenter. Bonobos hingegen sind scheinbar nicht in der Lage dazu, primitive Steinwerkzeuge (Abschläge mit scharfen Kanten) verlässlich herzustellen. Besonders interessant in diesem Kontext sind bildgebende Studien, die zeigen, dass das Broca-Areal (also der Teil des Gehirns, der stark mit der Sprachproduktion assoziiert wird) auch bei der Herstellung von Werkzeugen aktiviert wird – je „moderner“ (und komplexer) herzustellen) das Werkzeug ist, desto stärker ist auch die Aktivierung. Das lässt zumindest die Vermutung zu, dass sich die Fähigkeiten der Werkzeugherstellung und des Sprechens parallel zueinander entwickelt haben könnten.

7.3 Zusammenfassung

Einige anatomische Merkmale, die Sprache ermöglichen oder begünstigen, scheinen sich relativ schnell und abrupt von den Australopithen hin zu den ersten Menschen entwickelt zu haben. Zusammen mit der Fähigkeit früher Menschen, Steinwerkzeuge verlässlich herzustellen, deutet das darauf hin, dass eine sehr rudimentäre Form der Sprache schon damals existiert haben könnte. Diese ist allerdings weniger als Sprache im modernen Sinne zu verstehen, sondern vermutlich eher eine Kombination aus einfachen Vokalisierungen und Gesten. Neue technologische Innovationen könnten auf punktuelle Erweiterungen der

Sprachkompetenz hinweisen.

Eine Hypothese, wie sich Sprache stufenhaft entwickelt haben könnte, wird von Fitch (2017) wie folgt dargelegt:

1. **Singender Australopithecus:** In der ersten Stufe wurde erlernt, verschiedene Lautsequenzen zu erzeugen, ohne dass diese mit irgendeiner Bedeutung verknüpft waren.
2. **Mimetischer Homo ergaster/erectus:** Die Fähigkeit, Lautsequenzen zu erzeugen, wurde in der nächsten Stufe mit der ohnehin ererbten Fähigkeit der Gestik kombiniert. Es wird allerdings davon ausgegangen, dass der Hauptvorteil hierbei soziale Rituale waren, als dass tatsächlich Bedeutung geschaffen wurde.
3. **Semantischer homo antecessor/heidelbergensis:** In dieser Stufe wird zum ersten Mal eine abstrakte Verbindung zwischen Lautsequenzen/Gesten und Bedeutung hergestellt. Eine wirklich hierarchische Grammatik, die es ermöglicht, abstrakte und komplexe Sachverhalte auszudrücken, gab es noch nicht; Informationen aus der physischen Welt konnten allerdings effektiv kommuniziert werden. Man geht davon aus, dass diese Stufe der Sprache noch von Neanderthalern und Denisova-Menschen gesprochen wurde.
4. **Syntaktischer homo sapiens:** In der letzten Stufe bildete sich eine komplexe Grammatik heraus, die Wörter und Satzelemente auf bestimmte Weise in Beziehung zueinander setzen kann. Dadurch ist die Kommunikation von abstrakten Konzepten und Ideen möglich. Fitch (2017) geht davon aus, dass diese voll ausgeprägte Form der menschlichen Sprache ca. 200-80 ka entstanden ist.

Zusammenfassend lässt sich also sagen: Die Rekonstruktion der Sprachevolution ist sehr schwierig und basiert auf einer relativ dünnen, indirekten Datenlage. Die formulierten Theorien sind entsprechend vage und umstritten. Dennoch finden wir einige Indizien anhand anatomischer und archäologischer Belege, die mit der Entstehung von Sprache in Verbindung stehen könnten. Es scheint also so, als habe die Entwicklung hin zur modernen Sprache über lange Zeit und potenziell einige Zwischenstufen stattgefunden.

Literaturverzeichnis

- Borths, M. & Pritchard, A. (2013). Episode 5 field guide: Throwing in human evolution. In *Past Time [podcast]*. Zugriff auf <https://www.pasttime.org/2013/08/episode-5-throwing-in-human-evolution/>
- Chomsky, N. (1957). *Syntactic structures*. Mouton & Co.

- Fitch, W. T. (2017). Empirical approaches to the study of language evolution. *Psychonomic Bulletin & Review*, 24, 3-33. doi: 10.3758/s13423-017-1236-5
- Klein, R. G. (2017). Language and human evolution. *Journal of Neurolinguistics*, 43, 204-221. doi: <http://dx.doi.org/10.1016/j.jneuroling.2016.11.004>
- Townsend, S. W., Engesser, S., Stoll, S., Zuberbühler, K. & Bickel, B. (2018). Compositionality in animals and humans. *PLOS Biology*, 16 (8), e2006425. doi: <https://doi.org/10.1371/journal.pbio.2006425>